Marie Antoinette und ihr Sohn.

Vierter Band.

Marie Antoinette und ihr Sohn.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Vierter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

XIX.

Der 20. Juni und der 10. August 1792.

Marie Antoinette hatte wohl Recht gehabt! Die Revolution schickte ihre Sturmvögel aus gegen die Tuilerien. Sie schlugen mit ihren mächtigen Flügeln aus gegen die Fenster des Königsschlosses, sie zerkratzten und zerbrachen mit ihren Fängen die Blumen und Gesträuche des Tuileriengartens, daß die königliche Familie nicht mehr wagte, denselben zu betreten. Aber noch waren sie wenigstens nicht eingedrungen in das königliche Schloß, und im Innern ihrer Gemächer, bewacht von den National-Gardisten, war die Königin mindestens noch sicher vor den Insulten des Volkes.

Nein, auch dort nicht mehr, denn die Sturmvögel der Revolution schlugen gegen die Fenster, und diese Fenster mußten doch zuweilen geöffnet

werden, um ein wenig Sonnenglanz, ein wenig frische Luft einzulassen. Lange schon hatte Marie Antoinette ihre Spaziergänge im Tuileriengarten aufgegeben, denn das Volk, welches hinter dem Gitter des Parkes stand, hatte sie mit Worten, mit Geberden, mit Zurufungen so vielfach beleidigt, daß sie es vorgezogen, diesen Spaziergängen für immer zu entsagen. Auch der König hatte, um den Beleidigungen des Pöbels zu entgehen, seine Spaziergänge aufgegeben, und bald war es dahin gekommen, daß man auch nicht mehr wagen durfte, den Dauphin in seinen kleinen Garten gehen zu lassen. Marat, Santerre, Danton und Robespierre, die großen Führer der Massen, hatten durch ihre Drohungen gegen die Royalisten, durch ihr Aufhetzen des Volkes dafür gesorgt, daß Niemand mehr wagte, sich dem Gärtchen des Prinzen zu nahen, um ihn zu begrüßen, und dem Sohne der Könige seine Ehrfurcht zu bezeugen. Das kleine Regiment Royal Dauphin hatte, um dem Hohn und Spott, dem Haß und der Verfolgung zu entgehen, sich nach wenigen Monaten schon wieder auflösen müssen, und um das Gitter, welches den Garten des Dauphins umgab, standen jetzt nur die Abgesandten der Revolutionsmänner, um den Dauphin, wenn er erschien, zu ver-

höhnen, und ihm wilde Verwünschungen gegen den König und die Königin zuzurufen.

Eines Tages, da ein wilder Haufe Weiber hinter dem Gitter stand, und wüthende Schimpfworte gegen die Königin ausstieß, konnte der arme Dauphin seinen Schmerz, seine Empörung nicht unterdrücken. Mit glühenden Wangen, mit blitzenden Augen wandte er sich gegen die tobenden, kreischenden Weiber.

„Ihr lügt, oh, Ihr lügt," rief er mit zorniger Stimme. „Meine Mama Königin ist keine schlechte Frau, sie haßt das Volk nicht! Meine Mama Königin ist so gut, ach so gut, daß —"

Thränen erstickten seine Stimme und flossen in hellen Bächen über seine Wangen nieder. Gleichsam beschämt über diesen Beweis seiner Schwäche stürzte der Dauphin aus seinem Garten fort, und eilte so rasch dem Schlosse zu, daß der Abbé Davout ihm kaum zu folgen vermochte. Weinend und schluchzend ging der Dauphin durch den Corridor hin, aber als sie die breite Treppe hinaufgegangen waren, und sich nun den Zimmern näherten, welche die Königin bewohnte, blieb der Dauphin stehen, unterdrückte sein Schluchzen, und trocknete hastig seine Augen.

„Ich will nicht mehr weinen," sagte er, „es würde Maman ängstigen. Ich bitte, Herr Abbé, sagen Sie Maman nichts, ich will mich auch bemühen, ganz fröhlich zu sein; denn das hat meine Mama Königin sehr gern. Zuweilen, wenn sie traurig ist und geweint hat, gebe ich mir den Anschein, als hätte ich es nicht bemerkt, und bin lustig und lache, und singe, und springe, und dann, Herr Abbé, wird das schöne Gesicht meiner Mama bald viel weniger traurig, und zuweilen hat sie zuletzt ein bischen gelächelt. Also will ich auch heute wieder recht lustig sein, und sie nichts merken lassen! Man sieht es doch nicht, daß ich geweint habe?"

„Nein, mein Prinz, man sieht es nicht," erwiderte der Abbé, indem er mit tiefer Rührung in die großen blauen Augen schaute, welche der Dauphin mit einem fragenden Blick zu ihm aufschlug.

„Nun, so wollen wir ein wenig zu meiner Mama Königin gehen," rief der Dauphin, und er sprang vorwärts und öffnete lachend die Thür, die zu den innern Gemächern führte, und fragte, halb hinter der Portière verborgen, mit schäkerndem Ton um Erlaubniß, bei Ihrer Majestät eintreten zu dürfen.

Marie Antoinette hieß ihn freudig willkommen, und öffnete ihm ihre Arme. Der Dauphin umschlang sie und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Augen und auf ihre Lippen.

„Du bist ja heute außerordentlich zärtlich, mein kleiner Louis Charles,“ sagte die Königin lächelnd. „Woher kommt das?“

„Das kommt daher, Mama,“ sagte das Kind, „daß ich Dir heute nichts Anderes zu geben habe, als meine Küsse. Nicht eine einzige Blume. Sie sind alle vertrocknet in meinem Garten, und er gefällt mir gar nicht mehr, und ich mag ihn gar nicht mehr leiden, denn es sind keine Bouquets mehr zu pflücken für meine liebe Mama Königin! Mama, da hast Du mein Bouquet!“

Und er küßte und herzte die Königin auf's Neue, und machte, daß ihre Augen aufglänzten, und ein Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Nun komm, mein Kind,“ sagte Marie Antoinette, „Du siehst wohl, der Herr Abbé wartet, und ich glaube, es ist Zeit, die Unterrichtsstunden zu beginnen. Was haben wir heute zuerst für eine Stunde?“

„Wir haben zuerst Grammatik, Majestät,“ erwiderte der Abbé, indem er die Bücher zurecht

legte auf dem kleinen Tisch, an welchem der Dauphin immer seine Unterrichtsstunden im Beisein der Königin empfing.

„Grammatik," rief der Dauphin. „Ich wollte, es wäre Geschichtsstunde, die liebe ich. Aber die Grammatikstunde, die verabscheue ich!"

„Das kommt daher, daß Sie darin häufig Fehler machen, Prinz," sagte der Abbé. „Die Grammatik ist freilich sehr schwer."

Das Kind erröthete. „Oh, es ist nicht deshalb," rief er. „Ich fürchte mich nicht vor der Grammatik, weil sie schwer ist, sondern blos, weil sie langweilig ist."

„Und ich wette, daß Sie deshalb auch vergessen haben, was wir in der vorigen Stunde durchgenommen. Wir sprachen von den drei Comparativen. Aber Sie werden dieselben nicht mehr wissen."

„Sie irren sich, Herr Abbé," sagte der Dauphin lächelnd. „Zum Beweise hören Sie. Wenn ich sage: „mein Abbé ist ein guter Abbé," so ist das der Positiv. Wenn ich sage: „mein Abbé ist besser als ein anderer Abbé," so ist das der Comparativ. Und," fuhr er fort, indem er seine Augen mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit der Königin zuwandte,

„und der Superlativ ist, wenn ich sage: „Meine Mama ist die geliebteste und die beste von allen Maman's." *)

Die Königin zog den Knaben an ihr Herz, und indem sie ihn küßte, fielen ihre Thränen nieder auf sein blondes Lockenhaar.

Am andern Tage, zur Zeit seines gewöhnlichen Spazierganges, trat die Königin in das Gemach des Dauphins ein, um ihn zu begrüßen, bevor er in den Garten hinabginge.

„Mama, ich bitte um Erlaubniß, hier bleiben zu können," sagte der Dauphin. „Mein Garten gefällt mir nicht mehr."

„Warum nicht, mein Sohn?" fragte Marie Antoinette. „Ist Dir etwas geschehen?"

„Ja, Mama," sagte der Dauphin, „ja, mir ist etwas geschehen. Es stehen immer so viel böse Leute um das Gitter, und sehen mich mit so bösen Augen an, daß ich mich vor ihnen fürchte, und sprechen so häßliche Dinge und schimpfen und schelten so sehr!"

---

*) Die eigenen Worte des Dauphins. Siehe: Beauschêne: Louis XVII. Vol. I. pag. 133.

„Schimpfen und schelten auf Deine Mutter, nicht wahr, mein Kind?“

„Oh nein, meine liebe Mama,“ rief der Knabe eifrig, „sie schelten nicht auf Dich! Wie sollten sie auch, Du bist ja so gut! Sie schimpfen und schelten auf mich, und lachen mich aus, und sagen, ich sei ein dummer Junge, ein Bäckerjunge, der es doch nicht verstände, ein Brot zu machen, und nennen mich einen Affen! Das ärgert mich, und thut mir weh, und wenn ich dann anfange zu weinen, so schäme ich mich über mich selber, denn ich weiß wohl, daß es sehr dumm ist vor den Menschen, die uns Böses anthun wollen, zu weinen. Aber ich bin noch so ein armer, kleiner Junge, und meine Thränen sind viel mächtiger als ich. Deshalb bitte ich Dich, Mama Königin, erlaube, daß ich nicht mehr in den Garten hinabgehe. Moufflet und ich, wir spielen viel lieber hier oben in meinem Zimmer. Komm' her, Moufflet, mache Dein Compliment vor der Königin, und salutire wie ein ordentlicher Grenadier.“

Und er faßte lachend den kleinen Hund bei den Vorderpfoten, richtete ihn auf, und vor ihm auf den Knieen liegend hob er drohend und gebietend die Hand auf gegen Moufflet, der mit höchst ehr=

barer Miene aufrecht saß und die Vorderpfoten niederhängen ließ.

Die Königin blickte freundlichst nieder auf die liebliche Gruppe, und lachte laut auf, als der Dauphin, immer dem Hunde drohend, daß er ruhig sitzen bleiben solle, sich jetzt erhob, auf den Zehen zu dem Tisch hinflog, eine spitze Mütze von Papier holte, die er vorher angefertigt, und mit rothen Streifen bemalt hatte, und sie dem kleinen Hunde auf den Kopf setzte, indem er ausrief: „Mein Herr Jacobiner, hübsch ehrbar! Salutiren Sie vor Ihrer Majestät der Königin!" —

Seit diesem Tage ging der Dauphin nicht mehr hinunter in seinen Garten, und der Tuilerienpark war jetzt das ausschließliche Eigenthum des Volkes, das mit wildem Ungestüm von demselben Besitz nahm.

Die Lieder der Revolution, die wilden Verwünschungen des Königshasses, das rauhe Lachen und Brüllen des Pöbels, das waren die Sturmvögel, welche jetzt an die Fenster der königlichen Gemächer schlugen.

Marie Antoinette hatte nun in ihren Leiden nur noch eine Zerstreuung, das war die schriftliche Unterhaltung mit ihren fernen Freunden, mit der

Herzogin von Polignac vor allen Dingen. Zuweilen bot sich auch eine glückliche Gelegenheit dar, um irgend einem Ergebenen, einem Fremden, der sich bei Hofe vorstellen ließ, auf dessen Treue man rechnen durfte, einen Brief zur Besorgung zu übergeben, und Marie Antoinette hatte dann mindestens die traurige Genugthuung, der Freundin klagen zu können, was sie litt, ohne fürchten zu müssen, daß diese Klage von ihren Feinden und ihren Aufsehern gelesen werde, wie dies bei allen Briefen geschah, welche mit der Post abgesandt wurden.

Einer dieser Briefe an die Herzogin von Polignac, den die Geschichte aufbewahrt hat, giebt ein treues und bewegtes Bild von den Leiden und Schmerzen der Königin. Er lautet in der Uebersetzung:

„Ich kann dem Vergnügen nicht widerstehen, Sie zu umarmen, mein liebes Herz, aber es kann nur eilig geschehen, denn die Gelegenheit, welche sich darbietet, ist plötzlich; aber sie ist sicher und sie wird dies Wort mit einem großen, für Sie bestimmten Packet befördern. Wir werden wie Verbrecher bewacht, und dieser Zwang ist in Wahrheit furchtbar schwer zu ertragen! Unaufhörlich für die Seinigen fürchten zu müssen, sich nicht einem Fenster nähern

zu können, ohne von Insulten überschüttet zu werden, die armen Kinder nicht mehr an die Luft führen zu können, ohne diese lieben Unschuldigen Beschimpfungen auszusetzen, welch eine Lage ist das, mein theures Herz! Und wenn man wenigstens nur seinen eigenen Kummer hätte, aber auch für den König zittern zu müssen, für Alles, was Einem das Liebste auf der Welt ist, für die anwesenden Freunde, das ist eine zu schwer erträgliche Last. Aber, ich habe es Ihnen schon gesagt, Ihr Andern, Ihr richtet mich auf. Adieu, mein theures Herz, hoffen wir auf Gott, der in unsere Gewissen sieht, und der weiß, ob wir nicht beseelt sind von der wahrhaftigsten Liebe für dieses Land. Ich umarme Sie. Marie Antoinette." „Nachschrift: Der König tritt eben ein, und will ein Wort hinzufügen."

„Ich will Ihnen nur sagen, Frau Herzogin, daß Sie hier nicht vergessen sind, daß man hier bedauert, so wenig Briefe von Ihnen zu erhalten, und daß, ob nah oder fern, Sie und die Ihrigen immer geliebt sind. Louis." *)

„Nicht mehr am Fenster sich zeigen zu können,

---

*) Beauschêne: Louis XVII. Vol. I., pag. 143.

ohne von Insulten überschüttet zu werden," klagte die Königin in diesem Briefe! Ach, selbst bis in die Tiefe ihres Gemaches folgten ihr diese Insulten! Selbst wenn sie sich bis in den Hintergrund zurückzog, vernahm sie die Beschimpfungen, die mit donnernder Stimme unter ihren Fenstern ausgeschrieen wurden, vernahm sie, wie man dem höhnenden und lachenden Volk die Libelle anpries, welche man verkaufte als „das Leben Marie Antoinette's", wie man aus demselben mit jubelnder Stimme die schändlichen Beschuldigungen verlas, die eine giftige Feder gegen sie ausgespritzt.

Zuweilen übermannte sie der Zorn, und ihre Augen blitzten auf, ihre Gestalt richtete sich empor, und die Märtyrerin verwandelte sich einen Moment wieder in die stolze, gebietende Königin.

„Ich will dies nicht ertragen," rief sie, indem sie mit großen Schritten auf- und abging. „Ich will zu ihnen sprechen, sie sollen mich nicht beschimpfen, ohne meine Rechtfertigung zu vernehmen. Ja, ich will hinunter gehen und mit diesen Leuten reden, welche mich eine Fremde, eine Ausländerin nennen. Ich will ihnen sagen: Franzosen, man hat die Grausamkeit gehabt, Euch zu sagen, daß ich

Frankreich nicht liebe, ich, die Mutter eines Dauphins, ich—"*)

Aber dann auf einmal erlosch ihre Stimme in Thränen, und sie flüchtete in das äußerste Ende des Gemaches, fiel schluchzend auf ihre Knie nieder und hielt ihre beiden Hände vor ihre Ohren, um nur nicht die furchtbaren Beschimpfungen zu vernehmen, welche von unten her zu ihren Fenstern herauf schlugen.

So unter täglich sich erneuernden Qualen gingen die Monate dahin. Die Königin hoffte nichts mehr! Sie hatte Alles aufgegeben, selbst die Hoffnung auf ein ehrenvolles Ende, auf einen Tod, wie er Königen ziemt, stolz und würdig, unter den Trümmern des Palastes, den der Zorn des empörten Volkes zerschmettert. Sie wußte, daß der König sich nicht aufschwingen würde zu dem Muthe solchen Todes, daß seine Schwäche sich allen Demüthigungen beugen, seine Gutmüthigkeit allen strengen Maßregeln, die vielleicht noch Hülfe bringen könnten, widerstehen würde. Sie hatte vergeblich versucht ihm einzuflößen von ihrem Muth und ihrer

*) Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Campan, Mémoires II.

Entschlossenheit. Ludwig war ein guter Mensch, aber ein schlechter König, er war nicht dazu geschaffen, um zu herrschen und zu regieren, sondern nur, um auf sein Haupt die Sünden seiner Väter zu nehmen, um als Opfer zu fallen für die Verbrechen, welche seine Vorfahren begangen, und durch welche sie den Zorn des Volkes heraufbeschworen als die ewig waltende göttliche Nemesis.

Das fühlte, das wußte die Königin, und dieses Wissen legte sich wie ein Trauerschleier über ihr ganzes Denken und Sein, und erfüllte sie zuweilen mit dumpfer Resignation, zuweilen mit zornigem Schmerz.

„Ich bin es zufrieden, daß wir die Opfer sein müssen,“ rief sie händeringend, „aber ich kann's nicht ertragen, zu denken, daß auch meine Kinder gestraft werden sollen für das, was sie nicht verbrochen haben!“

Dieser Gedanke an ihre Kinder, das war die Säule, an welcher die Königin sich immer wieder aufrichtete, wenn die Qual des täglichen Lebens sie zu Boden schleuderte! Sie wollte, sie mußte leben für ihre Kinder! Sie mußte, so lange noch ein Athemzug in ihr war, alle ihre Kräfte darauf verwenden, mindestens für ihren Sohn, für den Dau-

phin, diese Krone zu erhalten, unter deren Last sein Vater zusammenbrach! Nichts mehr wollte sie für sich, Alles nur für ihren Sohn!

Es gab noch treue Freunde, welche die Königin retten wollten. Heimliche Botschaft kam zu ihr, daß Alles zu ihrer Flucht vorbereitet sei. Gegen sie zumeist war ja die Volkswuth gerichtet, ihr Leben zuerst war ja bedroht. Zwei Mal schon hatte man den Versuch gemacht, die Königin zu ermorden, und gegen sie richteten sich alle die wüthenden Beschuldigungen des Volkes. Deshalb wollten die Freunde vor allen Dingen die Königin retten! Alles war vorbereitet zu ihrer Flucht, überall erwarteten sie Freunde, treu ergebene Diener, welche sie sicher durch Frankreich geleiten sollten bis zur Grenze, wo die Abgesandten des Kaisers Franz, ihres Neffen, sie erwarteten. Der Plan war mit größter Umsicht angelegt, es fehlte nichts, als die Einwilligung der Königin, um ihn zur Ausführung zu bringen und die Königin vor dem sicheren Verderben zu retten.

Aber Marie Antoinette verweigerte ihre Zustimmung.

„An meinem eigenen Leben ist nichts gelegen,“ sagte sie. „Ich weiß, daß ich sterben muß, und

bin gefaßt darauf. Wenn der König und meine Kinder nicht mit mir fliehen können, dann bleibe auch ich, denn mein Platz ist an der Seite meines Gemahls und meiner Kinder!"

Zuletzt fand der König selbst, befeuert von dem Muthe, der Energie seiner Gemahlin, noch einmal die Kraft, sich aufzulehnen gegen die Decrete und Machtsprüche der gesetzgebenden Versammlung. Sie hatte zwei neue Decrete erlassen, sie hatte erstens die Deportation aller Priester aus den Grenzen Frankreichs beschlossen, und zweitens die Bildung eines Lagers von zwanzigtausend Mann an der Rheingrenze und die Achtserklärung aller Emigrirten, das Aussprechen der Todesstrafe über alle Diejenigen, welche im Auslande weilten, und mit den Waffen in der Hand gegen ihr eigenes Vaterland zum Kampfe heranziehen möchten.

Diesen beiden Decreten verweigerte Ludwig seine Sanction, gegen diese beiden Decrete legte er am zwanzigsten Juni 1792 sein Veto ein.

Das Volk, welches draußen vor den Pforten der National-Versammlung in ungeheuren Massen lagerte, und unter denen die Emissaire der Revolution thätig gewesen, das Volk empfing die Nachricht von dem Veto des Königs mit einem unge-

heuren Wuthgeschrei. Die Sturmvögel der Revolution flogen durch die Straßen, und riefen es in alle Häuser hinein: Das Vaterland ist in Gefahr! Der König hat sich mit dem Auslande verbündet! Die Oesterreicherin will die Armeen Oesterreichs gegen Frankreich rufen, und darum hat der König sein Veto einlegen müssen gegen das Decret, welches die Vaterlandsverräther verurtheilt. Fluch über die Oesterreicherin! Fluch über Herrn Veto! Nieder mit Madame Veto! Das ist heute für die Männer der Revolution die Parole: Fluch über Herrn Veto! Nieder mit Madame Veto!

Die Parole rollte wie ein Donner durch alle Straßen, in alle Häuser hinein, und während die Gutgesinnten in der Stille ihrer verschlossenen Gemächer den König preisen, daß er den Muth gehabt, die Priester und die Emigrirten zu beschützen, brüllen die Uebelgesinnten ihre Flüche, ihre Verwünschungen laut durch alle Straßen aus, und rufen den Pöbel auf zur Rache gegen Herrn und Madame Veto!

Niemand wehrte ihm! Die National-Versammlung ließ Alles ruhig geschehen, sie wartete mit vollkommener Gelassenheit, was der gerechte „Zorn des Volkes" zu thun beschlossen habe.

Ungeheure Massen heulenden, schreienden Volkes wälzten sich am Nachmittage des zwanzigsten Juni zu den Tuilerien heran, in denen nichts zur Vertheidigung des Schlosses geschehen war, wo nicht einmal die großen Thore von Nationalgardisten an diesem Tage bewacht waren. Der König befahl daher, daß man die großen Thore öffnen, und das Volk ungehindert einlassen solle.

In einer Viertelstunde waren alle Treppen, alle Corridore, alle Gemächer von der brüllenden heulenden Volksmenge eingenommen; nur das Zimmer des Königs war verschlossen, und in diesem Zimmer, umgeben von einigen Getreuen, befand sich die königliche Familie. Der König, sanft und ruhig, wie immer, die Königin bleich, entschlossen, ohne Klage, Madame Elisabeth mit gefalteten Händen, betend, die beiden Kinder, eng aneinander gedrückt, leise weinend, und doch ihr Schluchzen unterdrückend, weil die Königin mit leisem Schmeichelwort ihnen geboten, sich still zu verhalten.

Eine kleine Anzahl getreuer Diener füllte den Hintergrund des Gemaches, und horchte mit angehaltenem Athem auf die Axtschläge, mit welchen die wüthende Menge die Thüren erbrach und auf das

immer näher sich heranwälzende Geheul der Wüthenden.

Endlich war eine Abtheilung der Nationalgarde im Schlosse angelangt, zu spät, um das Volk daraus zu vertreiben, aber vielleicht doch noch früh genug, um die königliche Familie zu beschützen!

Die Thüre des königlichen Gemaches ward für den zweiten Commandanten der Nationalgarde, Herrn Acloque, geöffnet. Er stürzte herein, und vor dem Könige niederknieend, beschwor er ihn mit Thränen in den Augen, sich dem Volk zu zeigen, durch seine Gegenwart die Wüthenden zu beruhigen.

Bei diesem Anblick vermochten die beiden Kinder ihre Angst, ihr Entsetzen nicht mehr zu unterdrücken. Der Dauphin brach in lautes Klagen und Weinen aus, er klammerte sich in Todesangst an das Kleid seiner Mutter, er bat sie mit Jammertönen, ihn fortzuführen, mit ihm in sein Zimmer zu gehen!

Marie Antoinette neigte sich zu ihm auf ihre Knie nieder, schloß in einer Umarmung den jammernden Knaben, die still weinende Tochter an ihr Herz, und flüsterte ihnen Worte des Trostes, der Beruhigung in's Ohr.

Während die Mutter ihre Kinder tröstete, hatte Ludwig, dem Flehen Acloque's nachgebend, das Zimmer verlassen, um sich dem Volke zu zeigen. Madame Elisabeth, seine Schwester, war ihm gefolgt, über den Corridor nach dem großen Saal, mitten hinein in das wüthende Menschengedränge, welches den angrenzenden Saal anfüllte, das bald sie von dem König trennte, der weiter vorschritt in den Saal hinein.

Gestoßen, gezerrt von allen Seiten, konnte Madame Elisabeth dem König nicht folgen, und war jetzt allein in dem Gedränge, nur begleitet von ihrem Stallmeister, Herrn Saint Pardoux. Bewaffnete Männer drängten sich um die Prinzessin, wüthendes Geschrei umgab sie.

„Seht da, die Oesterreicherin!" — Und sofort richten sich alle Piken, alle Gewehre gegen die Prinzessin.

„Um Gotteswillen," schreit Herr von Saint Pardoux, „was wollt Ihr thun! Dies ist nicht die Königin!"

„Warum enttäuschen Sie sie?" fragte Madame Elisabeth. „Ihr Irrthum konnte die Königin retten?"

Und indem sie eins dieser Bajonette, welches sich

gegen ihre Brust richtete, zurück stieß, sagte sie sanft: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr. Sie könnten Jemand verwunden, und ich bin überzeugt, daß es Ihnen leid thun würde.“

Dann schritt sie vorwärts durch die Reihen dieser Leute, die, von Ehrfurcht ergriffen, ihr einen Weg frei ließen zu dem König hin. Er stand in der Mitte des Saals, umringt von einer Schaar, die ihn mit wilden Verwünschungen bedrohte. Einer von diesen Wüthenden drängte sich, während die Andern schrieen, man müsse die ganze königliche Familie erwürgen, dicht zu dem König heran mit einer Flasche und einem Glase, und indem er das Glas füllte, reichte er es dem König dar, und befahl ihm zu trinken auf das Wohl der Nation.

Der König nahm ruhig das Glas. „Die Nation muß wissen, daß ich sie liebe,“ sagte er, „denn ich habe ihr viele Opfer gebracht. Aus Herzensgrund trinke ich auf ihre Gesundheit!“

Und trotz der warnenden Zurufe seiner Getreuen, setzte er das Glas an seine Lippen und leerte es.

Die Menge brüllte laut auf vor Entzücken, und dieses Gebrüll ward von außen erwidert durch das

Geschrei des blutgierigen Pöbels: „Wann werdet Ihr uns die Köpfe des Königs und der Königin herunter schmeißen?“

Der Königin war es indessen gelungen, den weinenden Dauphin zu beruhigen. Sie richtete sich auf, und da sie sah, daß der König hinausgegangen war, stürzte auch sie der Ausgangsthüre zu.

Ihre Getreuen versperrten ihr den Weg; sie erinnern sie daran, daß sie nicht blos Königin, daß sie auch Mutter ist, sie beschwören sie mit Thränen, der Klugheit Gehör zu geben, nicht vergeblich sich in Gefahr zu begeben, und dadurch die Gefahr des Königs noch zu vermehren.

„Niemand soll mich verhindern zu thun, was meine Pflicht ist,“ ruft die Königin. „Gebt die Thür frei.“

Aber die Getreuen lassen sich nicht zurückdrängen, sie trotzen selbst dem Zorn der Königin. Durch eine andere Thür kommen jetzt einige Nationalgardisten, und beruhigen Marie Antoinette, indem sie versichern, daß das Leben des Königs nicht bedroht ist.

Inzwischen nähert sich das Toben und Schreien mehr und mehr, Todesgeschrei und Wuthgebrüll tönt vom Saale der Garden daher, die Thüren wer-

den aufgerissen und das Volk wälzt sich in ungeheuren Massen, wie die vom Sturm gepeitschten Wogen des brüllenden Meeres heran. Die Nationalgardisten rollen einen Tisch vor die Königin und ihre Kinder, und stellen sich zu ihrer Vertheidigung zu beiden Seiten auf.

Nur ein Stück Holz trennt die Königin von den Feinden, welche ihre Waffen auf sie zücken. Aber Marie Antoinette hat jetzt ihre ganze Ruhe und Haltung wieder angenommen. Sie steht aufrecht, zu ihrer Rechten ihre Tochter, die sich entsetzt an ihre Mutter schmiegt: zu ihrer Linken der Dauphin, welcher mit weitgeöffneten Augen und erstaunter Miene das hereinstürzende Volk anstarrt. Hinter der Königin die Prinzessinnen von Lamballe, von Tarente, und Frau von Tourzel.

Ein Mensch mit aufgelöstem Haar, mit offener Weste hielt der Königin eine Handvoll Ruthen entgegen, welche die Aufschrift trugen: „Für Marie Antoinette.“ Ein anderer zeigte ihr eine Guillotine, der dritte einen Galgen mit der Inschrift: „Zittere, Tyrannin, Deine Stunde ist gekommen“. Ein anderer hält ihr auf der Spitze einer Pike ein bluttriefendes Menschenherz entgegen und schreit:

„So sollen sie alle bluten, die Herzen der Tyrannen und der Aristokraten.“

Die Königin senkt das Auge nicht nieder, ihr fester Blick ruht auf den Schreienden und Heulenden, aber als dieser Mensch mit dem blutenden Herzen sich ihr nähert, da zuckt ihre Wimper, und eine Todesblässe bedeckt ihre Wangen, denn sie hat ihn erkannt, den Schuster Simon, und eine fürchterliche Ahnung sagt ihr, daß dieser Mann, der wie der Dämon des Hasses nur immer dann vor ihr erscheint, wenn ihr Leben bedroht ist, für sie ein Unglück und eine Gefahr sein wird auch für kommende Zeiten.

Aus der Ferne wälzt sich jetzt das Geschrei heran: „Es lebe Santerre! Es lebe das Faubourg Saint-Antoine! Es leben die Sans-Culottes!“

Und an der Spitze einer Schaar halbnackter Kerle stürzt der Brauer Santerre herein in der phantastischen Kleidung eines Räubers der Abruzzen, mit dem Dolch und den Pistolen im Gürtel, den breitgeränderten Hut mit den rothen Federn schief auf das braune Haar gesetzt, das wie eine Löwenmähne zu beiden Seiten seines wilden Gesichts niederfällt.

Die Königin hebt den Dauphin empor, und

setzt ihn vor sich auf den Tisch und flüstert ihm leise zu: „er solle nicht weinen, sich nicht ängstigen," und das Kind lächelt und küßt die Hände seiner Mutter!

Jetzt stürzt ein trunkenes Weib zu dem Tisch heran, wirft eine rothe Mütze auf denselben und befiehlt der Königin mit einer Todesdrohung, die Mütze aufzusetzen.

Marie Antoinette schlingt ihre beiden Arme um den Dauphin, küßt sein blondes Haar, und wendet sich ruhig an den General von Wittgenhofen, der neben ihr steht.

„Setzen Sie mir die Mütze auf," sagte sie, und die Weiber brüllen vor Vergnügen, während der General, bleich vor Wuth, zitternd vor Schmerz, dem Befehle der Königin gehorcht und ihr die rothe Mütze auf das Haar setzt, welches der Kummer in einer Nacht ergraut hat.

Aber nach einer Minute nimmt General von Wittgenhofen die rothe Mütze wieder von dem Haupte Marie Antoinette's und legt sie auf den Tisch.

Von allen Seiten tönt der gebieterische Schrei: „Die rothe Mütze für den Dauphin! Die Tricolore für den kleinen Veto!"

Und die Weiber rissen ihre dreifarbigen-Bänder von den Mützen und warfen sie auf den Tisch.

„Wenn Du die Nation liebst,“ schrieen die Weiber der Königin zu, „so setze Deinem Sohn die rothe Mütze auf.“

Die Königin winkt der Frau von Tourzel, und sie bekleidet den Dauphin mit der rothen Mütze, und schmückt mit den Bändern seinen Hals und seine Arme.

Das Kind versteht nicht, ob das ein Scherz ist, oder eine Beleidigung, und schaut mit erstauntem Lächeln darein.

Santerre lehnt sich über den Tisch und schaut lachend auf die wunderliche Gruppe hin. Als aber das stolze und doch sanfte Antlitz der Königin ihm so nahe ist, als er die Schweißtropfen sieht, die unter der wollenen Mütze über die Stirn des Dauphins niederrollen, da empfindet sogar Er Mitleid, und sich aufrichtend, vielleicht um den Blicken der Königin zu entgehen, ruft er mit rauhem Tone: „Nehmt doch dem Kinde die Mütze ab! Seht Ihr denn nicht, daß es schwitzt!“

Die Königin dankte ihm mit einem milden Blick und nahm selbst die Mütze von dem Haupte des armen Kindes.

Jetzt drängte eine Schaar wüthender Weiber sich zu dem Tische heran und sie drohten der Königin mit ihren Fäusten, und stießen wilde Verwünschungen gegen sie aus.

„Seht nur, wie stolz und verächtlich diese Oesterreicherin uns ansieht," schrie ein junges Weib, das in der vordersten Reihe stand. „Sie möchte uns mit ihren Augen zerschmettern, denn sie haßt uns!"

Marie Antoinette wandte sich freundlich ihnen zu. „Warum sollte ich Euch hassen?" fragte sie mit sanfter Stimme. „Ihr haßt mich also, Ihr! Habe ich Euch denn jemals etwas zu Leide gethan?"

„Mir nicht," erwiderte das junge Weib, „mir nicht, aber der Nation!"

„Armes Kind," erwiderte die Königin sanft, „man hat es Euch gesagt, und Ihr habt es geglaubt. Welchen Nutzen könnte ich wohl davon haben, der Nation etwas Leides zuzufügen? Ihr nennt mich die Oesterreicherin? Aber ich bin ja die Frau des Königs von Frankreich, die Mutter des Dauphins; ich bin Französin mit allen meinen Gefühlen als Gattin und Mutter. Niemals werde ich das Land, in welchem ich geboren bin, wieder=

sehen, und nur in und durch Frankreich kann ich glücklich oder unglücklich sein. Als Ihr mich noch liebtet, da war ich glücklich!" *)

Sie hatte das mit weicher, rührender Stimme, mit Thränen in den Augen gesagt, und während sie sprach, war plötzlich der Lärm verstummt, waren die Frauen der Revolution plötzlich in weiche, mitfühlende Weiber verwandelt.

Thränen entstürzten den Augen des jungen Weibes, das vorher so wüthend zu der Königin gesprochen. „Vergebt mir," sagte sie weinend, „ich kannte Euch nicht; ich sehe jetzt wohl, daß Sie nicht böse sind."

„Nein, sie ist nicht böse," schrie Santerre, mit beiden Fäusten auf den Tisch schlagend, „aber die bösen Leute haben sie verführt."

Und zum zweiten Male schlug er mit wüthenden Fäusten auf den Tisch. Marie Antoinette bebte leise in sich zusammen und hob mit einer raschen Bewegung den Dauphin von dem Tisch und stellte ihn an ihre Seite.

„Ach, Madame," rief Santerre lächelnd, „fürchten

---

*) Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Beauschêne I. S. 106.

Sie sich doch nicht. Man will Ihnen ja nichts Böses thun! Aber denken Sie daran, daß man Sie mißbraucht, und daß es gefährlich ist, das Volk zu täuschen. Ich sage Ihnen das im Namen des Volkes. Im Uebrigen brauchen Sie sich nicht zu fürchten."

„Ich fürchte mich auch nicht," sagte Marie Antoinette ruhig. „Man fürchtet sich auch niemals, wenn man unter tapferen Leuten ist!"

Und mit einer anmuthigen Bewegung reichte sie ihre Hände den Nationalgardisten dar, welche neben dem Tische standen.

Ein lauter Jubel, ein allgemeines Beifallsgeschrei folgte den Worten der Königin, die Nationalgardisten stürzten sich über die Hände der Königin und bedeckten sie mit ihren Küssen, selbst die Weiber waren gerührt und ergriffen.

„Wie muthig die Oesterreicherin ist," schrie die Eine.

„Wie schön der Prinz ist," rief die Andere.

Und Alle drängten sich herzu, um den Dauphin näher zu betrachten, um von ihm ein Lächeln, einen Blick zu erhaschen.

Die großen Augen Santerre's waren unverwandt der Königin zugewandt, und mit beiden Armen sich

auf den Tisch stützend, neigte er sich zu ihr herüber, bis sein Mund dicht an ihrem Ohr war.

„Madame," flüsterte er, „Sie haben sehr ungeschickte Freunde, ich kenne Leute, die Ihnen besser dienen würden, die —"

Aber, als bereue er diese Regung der Theilnahme, hielt er inne, sprang zurück von dem Tisch, und befahl mit donnernder Stimme allen Anwesenden, abzumarschiren und das Schloß zu verlassen.

Sie folgten dem Befehl, sie ordneten sich auf das Commando Santerre's und zogen in soldatischer Haltung an dem Tisch vorüber, hinter welchem die Königin mit ihren Kindern und ihren Getreuen stand.

Ein seltsamer Zug, eine seltsame Armee! Bestehend aus Männern mit Piken, Hacken und Schaufeln bewaffnet, aus Weibern mit Messern und Scheeren in den hochgeschwungenen Händen, und alle die wilden, lachenden, höhnenden oder theilnahmsvollen Gesichter der Königin zugewandt, die ruhigen Auges, sanften Blickes, die Grüße der Vorüberziehenden mit freundlichem Kopfnicken erwiedert.

Inzwischen war endlich die lange verzögerte Hülfe auch für den König herbeigekommen; die Na-

tional-Gardisten hatten das wüthende Volk beschwichtigt und den großen Empfangssaal besetzt, in welchem Ludwig sich befand. Der Maire von Paris, Pétion, war endlich selbst herbeigekommen, und mit lautem Jubel von der Menge begrüßt, die hinter den National-Gardisten den ganzen Raum des Saales einnahm, näherte er sich dem König.

„Sire," sagte er, „ich habe eben erst erfahren, was hier vorgeht."

„Das wundert mich," erwiederte der König mit einem vorwurfsvollen Blick, „der Maire von Paris sollte wohl früher von diesem Tumult gehört haben, der jetzt schon drei Stunden dauert."

„Aber jetzt ist er zu Ende, Sire, denn ich bin da," rief Pétion mit stolzer Miene. „Sie haben jetzt nichts mehr zu fürchten, Sire!"

„Zu fürchten," wiederholte Ludwig mit einem stolzen Achselzucken. „Wenn der Mensch ein ruhiges Gewissen hat, fürchtet er sich nicht. Fühlt einmal," fuhr er fort, indem er die Hand des Grenadiers nahm, welcher an seiner Seite stand, „legt Eure Hand auf mein Herz, und sagt diesem Manne, ob es schneller schlägt." *)

*) Die eigenen Worte des Königs. Der Grenadier,

Pétion wandte sich jetzt an das Volk und ermahnte es, sich zu entfernen. „Bürger und Bürgerinnen," sagte er, „Ihr habt den Tag heute früh mit Würde und Weisheit begonnen, Ihr habt bewiesen, daß Ihr frei seid. Beendet jetzt den Tag, wie Ihr ihn begonnen. Gehet friedlich auseinander, macht es wie ich, kehrt heim in Eure Häuser und gehet zu Bette!"

Die Menge, geschmeichelt von Pétion's Lobeserhebungen, fing an, sich zurückzuziehen, und die National-Gardisten geleiteten den König in das große Raths-Cabinet, wo eine Deputation der National-Versammlung erschien, um den König zu begrüßen.

„Wo ist die Königin, wo sind die Kinder," rief der König, indem er erschöpft, todesmatt auf einen Stuhl niedersank.

---

dessen Hand der König nahm, hieß Lalanne. Er ward später im zweiten Jahre der „einigen und untheilbaren Republik" zum Tode durch die Guillotine verurtheilt, weil, wie es in dem Todesurtheil hieß, er am 20. Juni 1792 sich als gemeiner Diener der Tyrannei erwiesen habe, indem er sich zu andern Bürgern verrühmte, daß Capet seine Hand genommen, sie auf sein Herz gelegt und gesagt hätte: „Fühle, mein Freund, ob es schneller schlägt." Siehe: Hue: Dernières années de Louis XVI. S. 180.

Seine Cavaliere eilten fort, sie zu holen, und bald trat die Königin mit ihren Kindern ein. Mit ausgebreiteten Armen eilte Marie Antoinette zu dem Gemahl hin und lange hielten sich Beide innig umschlungen.

„Papa König," rief der Dauphin, „gieb mir auch einen Kuß! Ich habe es verdient, denn ich bin tapfer gewesen und habe nicht geweint, als die Leute mir die rothe Mütze aufgesetzt haben."

Der König neigte sich zu dem Kinde nieder und küßte sein goldenes Haar, und drückte dann die Tochter, die sich zärtlich an ihn schmiegte, an sein Herz.

Die Deputirten umstanden mit neugierigen Blicken die Gruppe der königlichen Familie, der es nicht einmal vergönnt war, nach so herzerschütternder, so furchtbarer Todesgefahr sich ohne Zeugen wieder zu umarmen und Gott zu danken für ihre Rettung.

„Gestehen Sie, Madame," sagte einer der Deputirten, sich in vertraulichem Tone an Marie Antoinette wendend, „gestehen Sie, daß Sie große Angst ausgestanden haben."

„Nein, Monsieur," erwiederte die Königin, „ich habe mich nicht geängstigt; aber ich habe schmerzlich

gelitten, weil ich von dem König getrennt war in einem Moment, da sein Leben bedroht war. Ich hatte indessen zum Mindesten meine Kinder bei mir, und konnte doch also Eine meiner Pflichten erfüllen."

„Ich will nicht Alles entschuldigen, was heute geschehen," sagte der Deputirte achselzuckend. „Aber gestehen Sie wenigstens, Madame, daß das Volk sich sehr gut benommen hat."

„Monsieur, der König und ich, wir sind überzeugt von der natürlichen Güte des Volkes; es wird nur schlecht, wenn man es irre leitet."

Einige andere Deputirte hatten sich dem Dauphin genähert, und richteten verschiedene Fragen an ihn, um sich von seinem so viel gerühmten Verstande und seinem früh entwickelten Geiste zu überzeugen.

Einer dieser Herren, indem er von dem heutigen Tage sprach, verglich denselben mit der Bartholomäus-Nacht.

„Der Vergleich paßt nicht," rief ein Anderer unwillig. „Hier ist kein Carl der Neunte."

„Und auch keine Katharina von Medicis," sagte der Dauphin rasch, indem er die Hand der Königin an seine Lippen drückte.

„Oh, seht den kleinen Gelehrten," riefen die Umstehenden. „Laßt doch sehen, ob er auch mit der Geographie so gut Bescheid weiß, wie mit der Geschichte!"

Und Alle drängten sich näher herzu, um an den Dauphin Fragen zu richten über die Lage und die Grenzen Frankreichs, über die jetzige Eintheilung des französischen Territoriums in Departements und Districte.

Der Prinz beantwortete alle diese Fragen schnell und richtig. Nach jeder seiner Antworten heftete er einen fragenden Blick auf die Königin, und wenn er in ihren Mienen las, daß seine Antwort richtig gewesen, dann glänzten seine Augen höher auf, und seine Wangen erglüheten vor Freude.

„Unser Dauphin ist wirklich sehr gelehrt," rief einer der Deputirten. „Ich möchte wohl wissen, ob er sich auch schon mit den Künsten beschäftigt. Lieben Sie die Musik, mein kleiner Prinz?"

„Ach, Monsieur," sagte der Dauphin lebhaft, „wer Mama hat singen und spielen hören, der muß die Musik wohl lieben!"

„Singen Sie auch, Prinz?"

Der Dauphin hob den Blick zu seiner Mutter

auf. „Maman," fragte er, „darf ich wohl das Gebet von heute Morgen singen?"

Marie Antoinette nickte. „Singe es, mein Sohn, denn vielleicht hat es Gott heute Morgen gehört und gnädig erfüllt."

Der Dauphin sank auf seine Kniee nieder, und die Hände faltend, das von goldenen Locken umwallte Haupt und die blauen Augen aufwärts gerichtet, sang er mit lieblicher Stimme und mit lächelndem Munde:

Ciel entends la prière
Qu'ici je fais;
Conserve un si bon père
A ses sujets. *)

(Himmel, wollst Erhörung geben,
Wollest gnädig walten,
Und des theuren Vaters Leben
Seinem Volk erhalten.)

Tiefe, feierliche Stille herrschte, als die Stimme des Dauphins verhallte. Die vorher so ernsten, so trotzigen Gesichter der Deputirten waren milde

*) Siehe: Beauschêne I, 146. — Diese Scene ist historisch. Siehe: Hue: Dernières années de Louis XVI. Das Gebet ist aus der damals sehr beliebten Oper: „Peter der Große".

und weich geworden, tief bewegt blickten Alle auf den schönen Knaben hin, der mit strahlendem Angesicht, mit lächelnder Miene, wie in einer Verzückung, noch immer auf den Knieen lag. Niemand wagte das Schweigen zu unterbrechen. Der König, seinen Arm um den Hals seiner Tochter geschlungen, blickte freundlich zu dem Dauphin hin, Madame Elisabeth hatte die Hände gefaltet, und betete, Marie Antoinette aber, nicht mehr im Stande, ihre tiefe Bewegung zu bemeistern, hatte die Hände vor ihr Antlitz gelegt, und weinte still. — —

Von diesem Tage an war das Leben der königlichen Familie nur noch eine fortgesetzte Aufregung, eine beständige, fieberhafte Erwartung des kommenden Unheils. Der König ertrug sie mit stummer Resignation, man vernahm niemals von ihm eine Klage, einen Vorwurf. Aber niemals auch schien ihm der Gedanke zu kommen, daß vielleicht noch durch Energie, durch muthiges Auflehnen, oder auch nur durch die Flucht noch Rettung möglich sei.

Er hatte sich ergeben, er war bereit, als Christ zu dulden, statt als König sich zu erheben, lieber in ehrenvollem Kampf zu fallen, als in Schmach zu erliegen.

Marie Antoinette hatte es nun aufgegeben, den

Gemahl zu energischem Wollen anzufeuern. Sie wußte, daß Alles vergeblich war, und sie hatte daher ihr Geschick angenommen. Da sie nicht als Königin leben konnte, wollte sie wenigstens als Königin sterben!

Sie bereitete sich darauf vor mit festem Blick, mit ruhiger Entschlossenheit.

„Sie werden mich ermorden, ich weiß es," sagte sie zu ihren Frauen. „Ich habe nur noch eine Pflicht: mich vorzubereiten auf den Tod!"

Aber sie that es nicht mit weinerlicher Muthlosigkeit, mit empfindsamer Rührung. Wie eine entschlossene Schildwacht stand sie neben dem zertrümmerten Thron, und spähete mit scharfem Auge umher, um den Feind zu beobachten, und auf sein Annähern sich vorzubereiten.

Immer noch ließ sie sich Bericht erstatten über Alles, was in Paris geschah, was in der National-Versammlung beschlossen, in den Clubs verhandelt ward, ja selbst die Pamphlets und Libelle, mit welchen man sie beschimpfte und verfolgte, ließ sie sich mittheilen.

Besser als der König, der oft Stunden, ja Tage lang schweigend in sich verschlossen, ohne sich zu beschäftigen, da saß, besser als die Minister kannte

Marie Antoinette den Zustand der Hauptstadt und die Stimmung des Volkes. Sie empfing alle Morgen die Berichte der Emissaire; sie kannte das Complott der Bundesmänner, die geheimen Versammlungen, die Marat zusammenberufen, die Verbindungen der Clubs. Sie wußte von der Zusammenberufung der achtundvierzig Sectionen der Pariser Gemeinde zu einer General-Versammlung. Sie wußte, daß Pétion, Danton und Manuel, die drei wüthenden Republikaner, den Gemeinderath beherrschten, und daß die Emissaire Auftrag erhielten, die Vorstädte aufzuwiegeln. Sie wußte auch, daß die furchtbaren Männer aus Marseille, die am zwanzigsten Juni thätig gewesen, sich verrühmten, daß sie eine bessere Wiederholung dieses Tages veranstalten würden. Auch das war ihr nicht unbekannt, daß mehr als die Hälfte der Deputirten in der National-Versammlung der Jacobiner-Partei angehörte, und daß sie nur auf eine Gelegenheit lauerten, um ein neues Attentat gegen das Königthum zu unternehmen. Wie oft, wenn sie unter ihren Fenstern mitten in der Nacht von vielstimmigem, brüllendem Chor die Marseillaiser ihre begeisterte Hymne: „Allons enfants de la patrie" singen hörte, oder das „Ça ira, ça ira" der Pa-

riser sie aus dem Schlafe weckte, sprang Marie Antoinette, die niemals mehr während der Nacht sich entkleidete, von ihrem Lager empor, eilte zu den Betten ihrer Kinder hin, um zu sehen, daß sie ungefährdet waren, oder rief ihre Frauen, um ihnen zu befehlen, die Lichter anzuzünden, damit sie wenigstens das Schreckniß sehen könne, welches herannahete.

Und endlich, in der Nacht vom neunten auf den zehnten August, war das längst erwartete Schreckniß da. Ein auf dem Hofe der Tuilerien abgefeuerter Flintenschuß verkündete sein Nahen.

Marie Antoinette sprang von ihrem Lager empor und sandte ihre Kammerfrau zu dem König, um ihn zu wecken. Der König war schon aufgestanden, seine Minister und einige Getreuen waren bei ihm.

Die Königin weckte ihre Kinder und half selber, sie anzukleiden. Dann begab sie sich mit den beiden Kindern an der Hand zu dem König, der sie mit freundlichem Liebesgruß empfing.

Da außen hörte man das Wirbeln der Trommeln, welche den Generalmarsch schlugen, und das Volk von Paris zu den Waffen riefen, den dumpfen Donner einer Kanone, welche die schlafende Stadt

alarmirte, und das Läuten der Glocken von den Thürmen.

Die königliche Familie, dicht an einander gelehnt, erwartete schweigend das Hereinschreiten der Republik in die Hallen des Königsschlosses oder die Rettung der Monarchie durch die Gnade Gottes und die Tapferkeit ihrer Getreuen!

Denn noch hatte die Monarchie ihre Getreuen, und während die Trommeln wirbelten, die Glocken läuteten, um die Republikaner zum Kampf aufzurufen, war das auch der Schlachtenruf für die Royalisten, der ihnen sagte, daß der König in Gefahr sei, daß er ihres Beistandes bedürfe.

Gegen zweihundert Edelleute waren in Paris zurückgeblieben, hatten nicht Theil genommen an der Emigration des Adels, waren den königlichen Prinzen nicht nach Coblenz gefolgt, um jetzt die Waffen zu ergreifen gegen das eigene Vaterland. Sie waren in Paris zurückgeblieben, um bis zu ihrem letzten Tropfen Blut die Monarchie zu vertheidigen, und wenigstens neben dem Throne zu fallen, wenn sie ihn nicht aufrecht zu erhalten vermochten. Sie trugen, um unverdächtig zu bleiben, keine Waffen, aber man wußte doch, daß sie unter den seidenen Westen des Cavaliers den Dolch des

Kriegers verbargen, und man nannte sie die „Dolchritter".

Bei dem ersten Wirbel des Generalmarsches waren die Dolchritter in dieser Nacht des zehnten August nach den Tuilerien geeilt, die jetzt schon angefüllt waren mit Grenadieren, mit Schweizergarden, mit Edelleuten, mit Bürgern, mit Volontairs von jedem Range, jedem Stande, welche freiwillig herbeigeeilt waren, um die königliche Familie zu beschützen. Alle Treppen, alle Corridore und Gemächer waren von ihnen besetzt.

Die Dolchritter aber schritten in feierlichem Zuge an Allen vorüber nach dem großen Empfangssaal, in welchem der König mit der Königin und den Kindern sich befand. Ehrfurchtsvoll naheten sie sich dem Königspaar, den König um Erlaubniß anflehend, für ihn sterben zu dürfen, die Königin beschwörend, ihre Waffen zu berühren, um sie siegreich zu machen, ihnen zu erlauben, die königliche Hand zu küssen, um ihnen den Tod süß zu machen.

Ausrufungen der Begeisterung, der Treue von allen Seiten. „Es leben die Könige unserer Väter!" riefen die jungen Leute.

„Es lebe der König unserer Kinder!" riefen die

Greise, indem sie den Dauphin in ihre Arme nahmen, und ihn über ihre Häupter emporhoben, als wäre er die lebendige Fahne, für deren Vertheidigung sie sterben wollten.

Als der Morgen dämmerte, hielt der König auf das dringende Anliegen seiner Gemahlin mit ihr und den Kindern einen Umgang durch die Säle und Gallerien des Schlosses, um den Muth der Kämpfer, welche dort versammelt waren, neu zu beleben und ihnen Dank zu sagen für ihre Treue. Ueberall ward die königliche Familie mit Begeisterung begrüßt, überall tönten ihnen Schwüre der Ergebung, der Todesbereitschaft entgegen. Der König ging dann allein, von einigen Getreuen begleitet, hinunter in den Park, um die hier aufgestellten Bataillone der Nationalgarde zu besichtigen.

Nur noch vereinzelt ertönte, als der König erschien, aus den Gliedern der Ruf: „Es lebe der König!“ Ein unwilliges Murmeln unterdrückte diesen Ruf, und je weiter Ludwig vorschritt, desto lauter ward dieses Murmeln, bis endlich aus hundert und hundert Kehlen der donnernde Ruf erschallte: „Abdanken! Abdankung oder Tod! Es lebe Pétion! Abdankung oder Tod!“

Der König wandte sich hastig um, und kehrte

bleich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, in das Schloß, in den großen Saal zurück.

„Alles ist verloren," rief die Königin schmerzvoll. „Es bleibt uns nichts mehr übrig, als ein würdiges Sterben!"

Aber bald richtete sie sich wieder empor, und neuer Muth belebte ihre Seele, als sie sah, daß immer neue Kämpfer in den Saal traten, daß selbst viele Grenadiere der Nationalgarde kamen, und sich unter die Reihen des Adels mischten.

Aber diese Edelleute, diese Dolchritter erregten Mißtrauen und ein Major von der Nationalgarde begehrte mit lauter Stimme die Entfernung der Edelleute.

„Nein," rief die Königin hastig, „diese Edelleute sind unsere besten Freunde. Stellt sie vor die Mündung der Kanonen, und sie werden Euch zeigen, wie man für seinen König stirbt! Beunruhigt Euch nicht über diese braven Leute," fuhr sie fort, sich an einige herzugetretene Grenadiere wendend. „Eure und ihre Interessen sind gemeinsam. Alles was Euch und ihnen am Theuersten ist, Frauen, Kinder, Eigenthum, Alles hängt von Eurem Muth und Eurer gemeinsamen Tapferkeit ab!"

Die Grenadiere reichten den Dolchrittern die

Hände, und Einer schwur dem Andern, zu sterben für die königliche Familie, den Thron zu retten, oder mit ihm unterzugehen.

Es war eine große und feierliche Minute voll erhabener Beredtsamkeit, von großartiger Bedeutung! Das Herz schlug diesen Edelleuten, diesen Kriegern vor Ungeduld nach dem Tode. Die Hand an die Waffen gelegt, erwarteten sie sein Kommen.

Das Volk wälzte sich heran. Man hörte wildes Geschrei, das Gerassel von Kanonen, das Kreischen der Weiber, das Brüllen der Männer. Man lauschte mit angehaltenem Athem. Die Königin richtete sich auf, sie faßte mit einer raschen Bewegung die Hände ihrer Kinder, und zog sie an sich, und mit vorwärts gebeugtem Haupte, mit athemloser Erwartung starrte sie nach der Thüre hin, einer Löwin gleich, welche den Feind erwartet, und sich bereit macht, mit ihrem Leben ihre Jungen zu vertheidigen.

Die Thüre ward aufgerissen, und der General-Procurator Röderer stürzte herein.

„Sire," rief er entsetzt, „Sie müssen sich retten! Jeder Widerstand ist vergeblich. Nur der kleinste Theil der National-Garde ist noch zuverlässig, und auch dieser wird bei dem ersten Anstoß, wie die

Andern mit dem Volke fraternisiren. Die Kanoniere haben schon die Ladungen aus ihren Kanonen gezogen, weil sie nicht auf das Volk schießen wollen. Der König hat keine Minute zu verlieren. Sire, es giebt für Sie nur noch Sicherheit in der National-Versammlung, und nur die Repräsentanten des Volkes können jetzt noch die königliche Familie beschützen!"

Die Königin stieß einen Schrei des Zornes, des Entsetzens aus. „Wie," rief sie, „was sagen Sie da? Wir sollten Schutz suchen bei unsern schlimmsten Feinden? Niemals! Oh Niemals! Lieber will ich mich an diese Mauern nageln lassen, als das Schloß verlassen, um in die National-Versammlung zu gehen!"*)

Und sich an den König wendend, der schweigend, unschlüssig dastand, sprach sie zu ihm mit flammenden Worten, mit glühender Beredtsamkeit, sprach zu ihm als dem Vater des Dauphins, dem Erben Heinrichs des Vierten und Ludwigs des Vierzehnten, suchte sein Ehrgefühl zu beleben, sein Herz zu rühren, suchte ihn zum letzten Male zu entflammen mit ihrem Muth, ihrer Entschlossenheit.

Vergebens! Alles vergebens!

---

*) Der Königin eigene Worte. Siehe: Beauschêne I. 190.

Der König blieb stumm, verharrte immer noch in seinem Schweigen, seiner Unentschlossenheit! Ein Schrei, ein einziger Schrei des Schmerzes tönte von den Lippen der Königin, und einen Moment sank ihr Haupt auf ihre Brust.

„Eilen Sie, eilen Sie, Sire," rief Röderer, „jede Minute vergrößert die Gefahr. In einer Viertelstunde ist die Königin, sind die Kinder vielleicht rettungslos verloren."

Diese Worte weckten den König aus seiner Betäubung. Er blickte auf und nickte leise mit dem Haupte.

„Wir können nichts Anderes thun," sagte er. „Man soll uns unverzüglich in die National-Versammlung führen!"

„Mein Herr," rief die Königin, sich an Röderer wendend, „ist es denn wahr, sind wir von Allen verlassen?"

„Madame," erwiderte der General-Procurator traurig. „Jeder Widerstand ist vergeblich, kann die Gefahr nur vergrößern. Wollen Sie Sich selbst, den König, Ihre Kinder, Ihre Getreuen ermorden lassen?"

„Gott möge mich davor behüten. Könnte ich allein nur das Opfer sein!"

„Noch eine Minute," drängte Röderer, „noch eine Minute, eine Sekunde vielleicht, und es ist unmöglich noch einzustehen für Ihr Leben, für das Ihres Gemahls und Ihrer Kinder!"

„Meine Kinder," rief die Königin, ihre Arme um die Häupter ihrer Kinder schlingend und sie fest an sich drückend. „Nein, oh, nein, ich will sie nicht dem Messer übergeben!"

Es drang wie ein letztes Schluchzen, ein Todesseufzer von ihren Lippen, dann ließ sie die Kinder los, und näherte sich dem König und seinen Ministern.

„Nun wohl," sagte sie matt, „es ist das letzte Opfer, welches ich darbringen kann. Ich unterwerfe mich, Herr Röderer," fuhr sie dann mit erhöheter Stimme fort, als wolle sie alle Anwesenden zu Zeugen nehmen, „Herr Röderer, wollen Sie bürgen für die Person des Königs, und für die meines Sohnes?"

„Madame," erwiderte Röderer feierlich, „ich bürge dafür, daß wir Alle bereit sind, an Ihrer Seite zu sterben. Das ist Alles, was ich versprechen kann!"

Nun drängten die Edelleute, die Grenadiere heran,

um den König und die Königin in ihre Mitte zu nehmen, sie zu begleiten.

„Um Gotteswillen," rief Röderer entsetzt, „keine Demonstration, oder der König ist verloren!"

„Bleibet, meine Getreuen," sagte der König gelassen. „Erwartet hier unsere Rückkehr."

„Wir werden bald zurückkehren," rief Marie Antoinette, und sie folgte mit ihren beiden Kindern an der Hand dem Könige, der langsam den Saal durchschritt. Die Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel allein folgten dem königlichen Paar.

Es war geschehen! Die sterbende Monarchie verließ das Königsschloß, um sich unter den Schutz der Revolution zu stellen, welche aus ihrem Schooße die Republik gebären sollte!

Es war sechs Uhr Morgens, als die königliche Familie die Schwelle der Tuilerien überschritt. Voran der König, die Prinzessin Elisabeth am Arme führend, hinter ihm die Königin mit den beiden Kindern.

Auf der Schwelle des Schlosses erhielt der König die Nachricht, daß ein Theil der National=Garde sich zurückgezogen hätte, um ihre Familien und ihre Häuser gegen den Andrang des Volkes zu beschützen, daß ein anderer Theil sich schon gegen das Königthum zu Gunsten der Revolution erklärt habe.

Der König schreitet vorwärts durch die tobende Masse, die kaum sich öffnet, um einen Weg frei zu lassen für die Königsfamilie, und sie umtobt mit Beleidigungen und Schimpfworten.

Einige Mitglieder der National=Versammlung schreiten ihnen voraus und können doch kaum die brüllenden Wogen der Volkswuth beschwichtigen.

Auf der Terrasse der Feuillants schreit das Volk: „Nieder mit den Tyrannen! Zum Tode, zum Tode mit ihnen!"

Der Dauphin schreit laut auf vor Entsetzen, denn die blutigen Hände zweier heulenden Weiber strecken sich gegen ihn aus. Da springt ein Grenadier vorwärts, faßt mit starkem Arm den Knaben und hebt ihn auf seine Schulter.

„Mein Sohn! Gebt mir meinen Sohn wieder," ruft die Königin mit einem Ausruf des Entsetzens. Der Grenadier neigt sich zu ihr.

„Fürchten Sie nichts, Königin. Erkennen Sie mich nicht mehr?"

Marie Antoinette schaut ihn an, und der Schimmer eines Lächelns fliegt über ihr Angesicht. Ja wohl sie erkennt ihn, der, wie ein guter Engel, immer da ist, wenn Gefahr und Tod sie bedroht.

Es ist Toulan, ihr Getreuer, der in der Uniform

eines National-Gardisten ihr zur Seite ist! Oh, Königin, Muth, nur Muth! Die Dämonen sind entfesselt, aber auch die guten Engel sind Dir nahe, und wo Jene fluchen und verwünschen, da segnen und versöhnen Diese!

„Nieder mit den Tyrannen!" heulen die wüthenden Weiber.

„Fürchten Sie nichts, mein Prinz," ruft der Grenadier zu dem Dauphin empor, den er auf seiner Schulter hält, um ihn vor dem Andringen der Menge zu schützen. „Niemand wird Ihnen etwas zu Leide thun!"

„Mir nicht, aber meinem lieben Papa," jammert das Kind, dem die Thränen in hellen Strömen über die erblaßten Wangen niederrollten.

Das arme Kind zitterte und hatte Furcht. Wie sollte es nicht! Hatte doch der König einen Moment Furcht und fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen traten.

Auch die Königin weinte, trocknete ihre Thränen und weinte doch wieder. Mehr denn eine halbe Stunde bedurfte der traurige Zug, um den kurzen Weg bis nach der Manège zurückzulegen, wo die National-Versammlung tagte. Hier vor den Thüren der Manège verdoppelte sich das Geschrei, der Gene-

ral=Prokurator haranguirte die Menge und suchte sie zu beruhigen, und schob die königliche Familie hinein in den engen Corridor, in welchem sie, umdrängt von schimpfenden Volkshaufen, mühsam vorwärts gelangte. Nun endlich thaten sich die Saalthüren sich auf, und wie Marie Antoinette hinter dem König hineinschritt, reicht ihr Toulan den Dauphin dar, der mit seinen beiden Armen den Hals der Königin umschlingt.

Eine Todtenstille herrscht in dem Saal. Die Deputirten schauen mit finstern Gesichtern den Eintretenden entgegen. Niemand erhebt sich, um den König zu begrüßen, kein Wort des Willkommens ertönt.

Der König nimmt Platz an der Seite des Präsidenten, die Königin mit ihren Damen auf den Stühlen der Minister. Da schreit eine wüthende Stimme von der Tribüne: „Der Dauphin muß beim König sitzen. Er gehört der Nation. Die Oesterreicherin verdient das Vertrauen des Volkes nicht!“

Ein Huissier schreitet heran, um das Kind zu führen; aber Ludwig Carl klammert sich an seine Mutter an, Entsetzen spricht aus seinen Zügen, Thränen stehen ihm in den Augen, und diese entlocken den Tribünen ein Wort des Mitleidens, der

Huissier wagt es nicht, den Prinzen mit Gewalt fortzuführen.

Dann trat wieder tiefe Stille ein, bis der König seine Stimme erhob. „Ich bin hierher gekommen," sagte er, „um ein großes Verbrechen zu verhüten, und weil ich glaube, daß ich am sichersten bin, umgeben von den Repräsentanten der Nation."

„Sire," erwidert der Präsident Vergniaud, „Sie können auf die Festigkeit der National-Versammlung zählen. Sie kennt ihre Pflichten; ihre Mitglieder haben geschworen, zu leben und zu sterben für die Aufrechthaltung der Rechte des Volkes und der constitutionellen Autoritäten."

Nun schrieen Stimmen von allen Seiten des Saals, die Constitution verbiete es der Versammlung, in Gegenwart des Königs und der Königin zu berathen.

Man führte die königliche Familie in die kleine, niedrige, kaum zehn Fuß lange Loge, in welcher die Schreiber des Journals „der Logograph" ihren Platz hatten, um ihre Berichte über die Versammlung zu schreiben. In diesem engen Raum ward ein König, eine Königin mit ihrer Schwester und ihren Kindern, ihren Ministern und treuen Dienern einge-

pferchs, um den Verhandlungen über die Absetzung des Königs zuzuhören.

Von draußen herein tönte das wilde Jubelgeschrei des Volkes, das die Schweizergarden ermordete, und ihre auf Piken gesteckten Köpfe umhertrug. Musketenfeuer dröhnte, dann dumpfe Kanonenschläge. Die letzten getreuen Regimenter kämpften draußen gegen die Armee der Revolution, während drinnen im Saal der Satz discutirt ward: „Das französische Volk wird aufgefordert, einen National-Convent zu bilden. Der Chef der ausübenden Gewalt ist suspendirt.“

Den ganzen Tag dauerte diese Marter, den ganzen Tag hatte die Königin in der glühenden Hitze, mit dem eingeschlafenen Sohn auf dem Schooß, da gesessen, unbeweglich, einem Bilde von Marmor gleich, das sich nur zuweilen belebte, um einen Seufzer auszustoßen, eine leise Klage zu ächzen. Ein Glas Wasser mit Johannisbeersaft vermischt, war ihre einzige Nahrung und Erquickung gewesen.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, während die General-Versammlung immer noch über die Absetzung des Königs deliberirte, wandte der König sich

ruhig zu dem hinter ihm stehenden Kammerdiener Hue.

„Mich hungert,“ sagte er, „man gebe mir etwas zu essen!“

Hue eilte von dannen, aus einer nahen Restauration holte man ein gebratenes Huhn, einige Früchte und Compots herbei, auf einem kleinen Tische ward servirt, und dieser Tisch in die Loge des „Logographen“ getragen.

Das Angesicht des Königs erheiterte sich ein wenig, er ließ sich vor dem Tische nieder, und aß mit gutem Appetit sein Diner, und hörte nicht das unterdrückte Schluchzen, das aus der dunkelsten Ecke der Loge hervortönte. In diese Ecke hatte sich ein unglückliches, gebeugtes Weib zurückgezogen, das gestern noch die Königin von Frankreich war, und dem in dieser Stunde Schamröthe die bleichen Wangen färbt, da sie den König mit Appetit essen sieht!

Die Thränen steigen ihr aus den Augen, und um sie zu trocknen, begehrt sie ein Taschentuch, denn das ihre war schon naß von ihren Thränen, und dem Schweiß, den sie von der Stirn ihres schlafenden Sohnes getrocknet.

Keiner ihrer Getreuen kann ihr ein Tuch reichen,

das nicht roth ist von dem Blute derer, welche in der Vertheidigung der Königin verwundet oder gestorben sind!

Um zwei Uhr in der Nacht erst endigte die Marter dieser Sitzung, und man führte die königliche Familie in die Zellen des ehemaligen Klosters der Feuillants, welche sich oberhalb der Bureaux der Versammlung befanden, und welche man eilig zum Nachtquartier für die königliche Familie hergerichtet hatte.

Vorauf schritten Bewaffnete, ihre Flintenläufe als Leuchter für die Kerzen benutzend, in welche sie diese gesteckt hatten, mit welchen sie einem König und einer Königin vorleuchteten auf dem Wege zu ihren improvisirten Schlafgemächern.

Ein dichtes Gedränge von bewaffnetem Volk umgab sie, und versperrte ihnen oft den Weg, daß es des energischen Befehls der begleitenden Municipalbeamten bedurfte, um die Passage frei zu machen. Das Volk trat zurück, aber vor den Ohren der vorüberschreitenden Königin brüllte und sang es nun:

Madame Véto avoit promis
D'égorger tout Paris.

Diese fürchterlichen Gesichter, diese drohenden,

höhnenden Stimmen erschreckten den Dauphin, der sich angstvoll und zitternd an seine Mutter anklammerte.

Marie Antoinette neigte sich zu ihm nieder, und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Sofort erhellte sich das Gesicht des Kindes, und es sprang rasch und freudig die Treppe hinauf.

Aber oben an derselben blieb er stehen, und wartete auf seine Schwester, welche schlaftrunken und matt heraufgeführt ward. „Höre, Therese," sagte der Prinz jubelnd, „Mama hat mir versprochen, daß ich bei ihr im Zimmer schlafen soll, weil ich so artig war vor den bösen Leuten." *)

Und er hüpfte fröhlich hinein in die Zimmer, die man geöffnet, und in denen man sogar ein Souper servirt hatte. Aber plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht, und seine Augen irrten mit einem angstvollen Blick umher.

„Wo ist Moufflet?" fragte er. „Er ist doch mit mir gegangen, er war noch bei mir, als wir aus der Loge kamen. Moufflet, wo bist du, Moufflet?"

---

*) Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. p. 234.

Und mit dieser lauten Frage durcheilte der Dauphin die vier Zimmer, überall suchend nach dem kleinen Hunde, dem Erbe seines Bruders, des früheren Dauphins von Frankreich!

Aber Moufflet kam nicht, und alles Suchen war vergebens. Er hatte sich wohl im Gedränge verloren oder war zertreten worden.

Als endlich Stille und Ruhe eingetreten war und die königliche Familie ausruhte auf ihren harten Betten, hörte man von dem Lager des Dauphins leise Seufzer und unterdrücktes Schluchzen.

Es war der Dauphin, welcher um seinen kleinen Hund weinte! Der Erbe der Könige von Frankreich hatte heute sein letztes Eigenthum verloren, seinen kleinen, treuen Hund.

Marie Antoinette neigte sich über ihn und küßte seine feuchten Augen. „Weine nicht, mein Kind, Dein Hündchen wird morgen wiederkehren."

„Morgen? Versprichst Du es mir, Maman?"

„Ich verspreche es Dir!"

Der Knabe trocknete seine Thränen, und schlief ein mit einem Lächeln auf der Lippe.

Marie Antoinette schlief nicht; aufrecht in ihrem Bette sitzend horchte sie auf das Gebrüll und Ge-

heul, das von der Terrasse der Feuillants zu ihr herauftönte, auf das Gebrüll, mit welchem das Volk sie beschimpfte und ihren Kopf begehrte.

Am nächsten Tage neue Martern! Denn wieder mußte die königliche Familie in der Loge des Logographen der Sitzung der National-Versammlung beiwohnen, mußte zuhören, wie man darüber berieth, wo künftig die königliche Familie wohnen sollte, da sie sich unwürdig gemacht, in den Tuilerien zu wohnen, und auch das Palais Luxembourg kein geeigneter Aufenthalt für Herrn und Madame Veto sei.

Die Königin hatte indessen jetzt ihre Haltung und ihre Ruhe wiedergefunden, sie konnte sogar ein Lächeln auf ihre Lippe zaubern, um damit ihre Kinder zu begrüßen, und die Getreuen, die sich um sie drängten, um die martervollen Stunden in der heißen engen Loge neben ihr zu sein. Sie freuete sich der Aufmerksamkeit der Gemahlin des englischen Gesandten, Lady Sutherland, welche Wäsche und Kleider ihres eigenen Sohnes für den Dauphin sandte, und nahm von Frau von Tourzel freundlich dankend ihre Uhr an, da man der Königin auf dem

Wege nach dem Kloster der Feuillants ihre Uhr und ihre Börse gestohlen hatte.

Bei der Nachricht dieses Diebstahls beeilten sich die fünf anwesenden Cavaliere, Alles, was sie an Geld und Assignaten bei sich trugen, auf den Tisch zu legen, bevor sie sich zurückzogen.

Aber Marie Antoinette hatte es bemerkt. „Meine Herren,“ sagte sie mit einem Blick voll Dank und Rührung, „meine Herren, behalten Sie Ihr Geld, Sie werden desselben mehr bedürfen als wir, denn Sie werden hoffentlich länger leben.“ *)

Der Tod hatte für die Königin keine Schrecknisse mehr, denn sie hatte ihm in diesen Tagen zu oft in's Auge geschaut, sie hatte ihn freudig hinnehmen sehen von ihren treuen Dienern und Freunden!

Der Tod wäre ihr leichter zu ertragen gewesen, als die Beschimpfungen und Schmähungen, welche sie zu erdulden hatte auf den Gängen von der Logographenloge nach den Wohnzimmern im Kloster der Feuillants. Auf einem dieser Gänge sah sie

*) Der Königin eigene Worte. Siehe: Beauschêne I. S. 206.

im Garten einige anständig gekleidete Männer stehen, die sie anschauten, ohne zu schimpfen oder ihr Unanständigkeiten zuzurufen. Voll Dankbarkeit lächelte die Königin und nickte grüßend.

Da rief einer dieser Männer: „Du brauchst Dich nicht mehr bemühen, graciös mit Deinem Kopf zu nicken, denn Du wirst ihn nicht mehr lange haben!“

„Ich wollte, dieser Mann hätte Recht,“ sagte Marie Antoinette sanft, indem sie weiter schritt, um in der Logographenloge zuzuhören, wie die Abgeordneten der Nation darüber stritten, ob man die Schweizersoldaten, welche gestern mit den Waffen in der Hand die königliche Familie zu vertheidigen gewagt hatten, nicht zum Tode verurtheilen müsse, als Verräther an der französischen Nation.

Endlich, nach fünf Tagen fortgesetzter Marter, ward man es müde, Diejenigen, welche man ihrer Macht und Würde entkleidet hatte, noch länger zu beschimpfen und zu demüthigen. Man kündigte der königlichen Familie an, daß sie fortan im Temple ihre Wohnung haben, und daß sie fortan Gefangene der Nation sein würde.

Am Morgen des achtzehnten August standen

zwei große Wagen, jeder mit nur zwei Pferden bespannt, auf dem Hofe der Feuillants bereit, die königliche Familie in den Temple zu führen.

In dem ersten Wagen nahmen der König, die Königin, ihre beiden Kinder, Madame Elisabeth, die Prinzessin Lamballe, Frau von Tourzel und ihre Tochter ihre Plätze, und außerdem Pétion, der Maire von Paris, der General-Procurator und ein Municipal-Beamter. Im zweiten Wagen die Dienerschaft des Königs mit zwei Beamten. Nationalgardisten escortirten die Wagen, zu deren beiden Seiten dicht gedrängte Menschenmassen standen und Beleidigungen und Schimpfworte unaufhörlich in die Wagen hineinriefen.

Auf dem Platze Vendôme hielt der Zug an, und mit hohnlachenden Gesichtern zeigte man dem König, daß die dort aufgestellt gewesene Reiterstatue des Königs Ludwig des Vierzehnten von ihrem Postament durch den Zorn des Volkes herunter geschleudert sei und die Stücken zerschellt auf dem Pflaster umherlagen.

„So soll es allen Tyrannen gehen!“ schrie und tobte die Menge, mit erhobenen Fäusten drohend.

„Wie schlecht sie sind,“ sagte der Dauphin, in-

dem er mit weit geöffneten Augen den König ansah, zwischen dessen Knieen er stand.

„Nein," erwiederte Ludwig sanft, „sie sind nicht schlecht, sie sind nur verführt."

Um sieben Uhr Abends langte der Zug vor dem düstern Gebäude an, welches jetzt die Wohnung des Königs und der Königin von Frankreich sein sollte.

„Es lebe die Nation!" brüllte die Menge, welche den innern Hof anfüllte, als Marie Antoinette und ihr Gemahl aus dem Wagen stiegen. „Es lebe die Nation! Nieder mit den Tyrannen!" — Die Königin achtete nicht darauf, sie blickte nieder auf ihren schwarzseidenen Schuh, der zerrissen war, und aus dessen Spitze ihre von weißseidenen Strümpfen bekleideten Zehen hervorschauten.

„Sehen Sie," sagte Marie Antoinette zu der Prinzessin von Lamballe, welche neben ihr ging, „sehen Sie meinen Fuß. Man wird es nicht glauben, daß die Königin von Frankreich keine Schuhe hat."

XX.

Bis zum einundzwanzigsten Januar.

„Man muß dem Unglück gerade in's Auge schauen, und den Muth haben, es würdig zu ertragen," sagte Marie Antoinette. „Wir sind Gefangene, und werden es noch lange bleiben! Suchen wir also in unserm Gefängniß uns eine Häuslichkeit zu bereiten. Setzen wir uns einen Plan fest, wie wir unsere Tage hinbringen wollen!"

„Du hast Recht, Marie," erwiederte der König, „ordnen wir unser Leben. Da ich nicht mehr König bin, will ich der Hofmeister meines Sohnes werden, und versuchen, ihn zu einem guten König zu erziehen."

„Sie glauben also doch, mein Gemahl, daß es dereinst noch Könige in Frankreich geben wird?" fragte Marie Antoinette achselzuckend.

„Nun denn," sagte der König, „versuchen wir also nur, ihm eine solche Erziehung zu geben, daß er dereinst fähig ist, jede Stellung, zu welcher das Schicksal ihn beruft, würdig auszufüllen. Ich werde sein Lehrer sein in den Wissenschaften."

„Und ich werde ihn und unsere Tochter in der Musik und im Zeichnen unterrichten," sagte die Königin.

„Mir wollt Ihr erlauben, daß ich meine Nichte lehre, eine Altardecke zu sticken," sagte Madame Elisabeth.

„Und Abends," sagte Marie Antoinette, indem sie der Prinzessin Lamballe freundlich zunickte, „Abends lesen wir mit vertheilten Rollen uns Komödien vor, damit unsere Kinder von unserer Lamballe die Kunst des Vortrages lernen! Suchen wir die Vergangenheit zu vergessen, und richten wir uns in der Gegenwart ein, so gut es gehen will! Ihr seht wohl, diese vier Tage, die wir hier im Temple verlebt haben, sind gute Lehrmeister für mich gewesen, und haben mich geduldig gemacht, und — Aber, was ist das," unterbrach sich die Königin auf einmal selbst, „hört Ihr nicht Schritte vor der Thür? Es muß etwas Ungewöhnliches sein, denn es ist nicht die Zeit, um welche die Municipal-

Beamten sonst hierher zu kommen pflegen. Wo sind die Kinder?"

Und in der Angst der Mutterliebe eilte die Königin selber die kleine Treppe hinauf, welche in das zweite Stockwerk des Temple führte, und in welchem sich das Zimmer des Dauphins neben dem allgemeinen Wohnzimmer befand.

Louis Carl sprang seiner Mutter entgegen, und fragte, ob sie komme, ihr Versprechen zu erfüllen und mit ihm in den Garten hinabzugehen.

Die Königin, statt aller Antwort, schloß ihn in ihre Arme und winkte auch ihre Tochter Therese an ihre Seite. „Oh, meine Kinder, meine geliebten Kinder, ich wollte Euch nur sehen, ich —"

Die Thür ward geöffnet, und der König, gefolgt von seiner Schwester, der Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel traten ein.

„Was giebt es?" rief Marie Antoinette ihm entgegen. „Ein Unglück, nicht wahr?"

Sie verstummte, denn sie gewahrte jetzt die beiden Municipal-Beamten, welche hinter den Damen hereinschritten, und diesen gegenüber wollte sie nicht klagen. Manuel, der seit dem zehnten August General-Procurator war, Manuel, der Feind der Königin, der Oberaufseher der Gefangenen des Temple,

war da, und Marie Antoinette wollte ihm nicht den Triumph gönnen, sie schwach zu sehen.

„Sie haben uns etwas zu sagen, mein Herr?“ fragte die Königin mit einer Stimme, die sie zwang, ruhig zu sein.

Ja wohl, Manuel hatte ihr etwas zu sagen. Er hatte ihr und dem König ein Decret vorzulesen, durch welches die National-Versammlung befahl, daß alle Diejenigen, welche mit „Ludwig Capet und seiner Frau“ unter dem Titel als Freunde oder Diener in den Temple gekommen waren, denselben sofort verlassen sollten!

Die Königin hatte kein Wort der Klage, aber ihr Stolz war besiegt, sie ließ Manuel ihre Thränen sehen! Sie breitete die Arme aus, und rief die geliebte, treue Freundin, die Prinzessin Lamballe an ihr Herz, und mischte ihre Thränen mit denen der Freundin, und küßte dann die Frau von Tourzel und ihre Tochter zum letzten Abschied.

Am Abend dieses Tages war es noch einsamer und stiller in den einsamen Gemächern des Temple. Man hatte den königlichen Gefangenen ihre letzten Diener genommen, und nur der Kammerdiener des Königs, Clery, hatte zur Dienstleistung bei seinem Herrn zurückbleiben dürfen.

Am andern Morgen kam Manuel indessen, um der Königin zu sagen, daß die Gemeinde ihr erlaube, sich zwei andere Frauen für den Dienst bei den Damen zu fordern, und daß sie unter denen zu wählen habe, welche Manuel ihr vorstellen werde.

Aber Marie Antoinette lehnte mit stolzer Ruhe dieses Anerbieten ab. „Man hat uns von denen getrennt, welche uns aus Liebe treu geblieben, und aus Anhänglichkeit uns ihre Dienste weiheten," sagte sie. „Wir wollen sie nicht durch Diener ersetzen, welche von unsern Feinden bezahlt werden."

„Dann werden Sie Sich selbst bedienen müssen," rief Manuel mit barscher Stimme.

„Ja," erwiederte die Königin sanft, „wir werden uns einander selbst bedienen, und es wird uns Freude machen!"

Und sie bedienten sich selbst, sie hatten für einander die zärtlichste Fürsorge, erriethen Einer die Bedürfnisse des Andern, und halfen ihnen ab mit zuvorkommender Bereitwilligkeit. Der König hatte glücklicherweise seinen Kammerdiener, der ihn ankleidete, der seine stillen, gleichmäßigen Gewohnheiten kannte, und in dem kleinen Studirzimmer des Temple für den König Alles so einrichtete und be=

reit legte, wie in dem großen Kabinet des Königs in Versailles. Die Damen bedienten sich selbst, und Marie Antoinette ließ es sich nicht nehmen, den Dauphin an- und auszukleiden.

Der Knabe war wie der Sonnenstrahl, welcher zuweilen noch diese düsteren Gemächer des Temple erhellte. Mit der glücklichen Sorglosigkeit der Kindheit hatte er die Vergangenheit vergessen, dachte nicht an die Zukunft, lebte nur in der Gegenwart, suchte glücklich zu sein, und fand das Glück, wenn es ihm gelang, diesen bleichen, stolzen Lippen der Königin ein Lächeln abzugewinnen, oder von dem König, welcher jetzt sein Lehrmeister geworden war, ein Lob für seinen Fleiß und seine Aufmerksamkeit zu erhalten.

So gingen die Tage einförmig, traurig und düster für die königliche Familie dahin. Kein Gruß der Liebe, kein Strahl der Hoffnung drang von außen herein, um die dicken Mauern des alterthümlichen Gebäudes zu erwärmen. Niemand brachte den Gefangenen Kunde von dem, was da draußen geschah. Sie waren zu gut bewacht, als daß irgend einer der Freunde ihnen Nachricht hätte geben können! Und dies war die größte Qual für die königlichen Gefangenen! Keinen Moment, weder Tag

noch Nacht, zu haben, wo nicht die Augen ihrer Wächter auf sie gerichtet waren, immer beobachtet, immer belauscht! Die Thüren nach den Vorzimmern immer geöffnet, und in denselben immer drei Municipal-Beamte mit scharfen Blicken, mit düstern Mienen jede Bewegung Derer beobachtend, welche in dem Zimmer sich befanden. Selbst während der Nacht hörte diese Marter nicht auf, und die Königin von Frankreich mußte es sich gefallen lassen, daß die Thüre ihres Schlafzimmers die ganze Nacht über geöffnet blieb, damit die Municipal-Beamten, die auf Lehnstühlen in dem Vorzimmer die Nacht verbrachten, tranken, spielten und rauchten, immer das Bett der Königin beobachten und sich von ihrer Gegenwart überzeugen könnten.

Selbst während sie sich entkleidete, durften die Thüren des Schlafzimmers der Königin jetzt nicht mehr geschlossen werden; nur ein kleiner Paravant war an dem Fußende des Bettes aufgestellt, und diesen durfte Madame Elisabeth ein wenig vorschieben; so lange, bis die Königin hinter demselben sich ihrer Kleidung entledigt und sich niedergelegt hatte.

Diese täglich sich erneuernde Qual und Demüthigung, diese Ueberwachung jeder Minute, das war

für die Gefangenen des Temple das Schlimmste, was sie zu tragen hatten, und das stolze Herz Marie Antoinette's empörte sich an jedem Tage neu gegen diese Folter. Sie versuchte es wohl, geduldig zu sein, den Zorn, den Schmerz in sich hinunter zu würgen, und mußte ihn doch wieder ausströmen lassen in Thränen, in drohenden Worten, welche jetzt nur noch wie kalte Blitze von den Lippen der Königin niederfielen und nirgends mehr zündeten, nirgends mehr zerschmetterten.

So war der August vergangen, so hatte der September begonnen, traurig, düster, hoffnungslos. Am Morgen des dritten September kam Manuel zu den königlichen Gefangenen, um ihnen zu sagen, daß Paris in großer Aufregung sich befände, daß die Gefangenen deshalb heute nicht, wie sie es sonst um die Mittagszeit zu thun pflegten, sich in den Garten hinabbegeben, sondern ihre Gemächer heute nicht verlassen dürften.

„Wie geht es meiner Freundin, der Prinzessin Lamballe?“ fragte Marie Antoinette, und Manuel ward verlegen, erröthete sogar, und schlug die Augen nieder, als er antwortete, man hätte die Prinzessin heute Morgen nach dem Gefängniß La Force gebracht. Dann, um abzulenken von diesem Gespräch,

erzählte Manuel den Gefangenen von den Nachrichten, welche seit einigen Tagen in Paris angelangt waren und welche die Stadt in solche Aufregung und Wuth versetzt hatten.

Die auswärtigen Mächte hatten ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen. Der König von Preußen rückte mit einer gewaltigen Heeresmasse heran und stand schon vor Chalons der französischen Armee gegenüber, während der Kaiser von Deutschland gegen den Elsaß marschirte.

Und Marie Antoinette vergaß über der Bedeutsamkeit und Wichtigkeit dieser Nachrichten die Verwirrung und Verlegenheit, die Manuel vorher gezeigt. Sie hoffte wieder, sie fand in ihrem elastischen Geiste an diesen Nachrichten wieder einen Stützpunkt, um sich aufzurichten, um an die Möglichkeit einer Rettung zu glauben.

Was kümmerte es sie, daß sie unter ihrem Fenster wüthendes Geschrei vernahm, daß man brüllte und schrie: „Den Kopf der Oesterreicherin! Gebt uns den Kopf der Oesterreicherin!"

Sie hatte das so oft schon vernommen, es war seit so vielen Tagen der tägliche Refrain gewesen für das traurige Lied des Aufruhrs, welches ganz

Paris erfüllte, daß es für Marie Antoinette alle Bedeutung verloren hatte.

Es beunruhigte sie auch gar nicht, daß wie ein dumpfer Donner das laute Wirbeln der Trommeln bald sich nähernd, bald in der Ferne verhallend in den Straßen rasselte, daß Trompeten schmetterten, und Gewehrfeuer knatterte, und lautes Siegesgebrüll aus den fernen Straßen herüberhallte.

Marie Antoinette achtete nicht darauf. Sie hörte immer noch vor ihrem Ohr die Worte Manuels: „Die fremden Fürsten haben sich verbündet gegen Frankreich. Der König von Preußen steht vor Chalons; der Kaiser von Deutschland rückt gegen Straßburg!"

„Oh Gott im Himmel, sei uns barmherzig! Verleihe unsern Freunden den Sieg über unsere Feinde! Erlöse uns aus dieser Marter und Qual, damit unsere Kinder wenigstens das Glück finden, das für uns auf ewig unter unsern Erinnerungen begraben ist!"

Und doch durfte Marie Antoinette zu Niemandem sprechen von ihren Hoffnungen, ihren Befürchtungen, mußte selbst ihr Gebet in ihrem Herzen verhallen lassen. Denn die Municipalbeamten waren da, und die beiden den Gefangenen aufgedrungenen

Diener, Tison und seine Frau, die angestellten, bezahlten Spione ihrer Feinde!

Nur der kühne Blick, die freiere und hellere Stirne sprachen zu dem Könige von den Hoffnungen, den Wünschen seiner Gemahlin, und er antwortete darauf mit einem leisen Achselzucken, mit einem traurigen Lächeln.

Auf einmal, die königliche Familie hatte sich eben um den runden Tisch niedergelassen, um ihr Diner einzunehmen, auf einmal ward es lebendig in dem sonst so stillen Gebäude. Man hörte wüthendes Geschrei, Schritte, welche die Treppe hinaufpolterten. Die beiden Municipalbeamten, welche in dem offenen Vorzimmer saßen, standen auf und horchten an der Thür. Jetzt ward diese aufgerissen, und ein dritter Municipalbeamter trat ein, bleich, zitternd vor Wuth, die geballte Faust drohend gegen den König erhebend.

„Der Feind ist in Verdun,“ schrie er. „Wir werden Alle umkommen, aber Ihr sollt zuerst umkommen.“

Der König schaute ihn ruhig an, aber der Dauphin, entsetzt von dem Anblick des Wüthenden, von der lauten, tobenden Stimme, brach in lautes Weinen und Wehklagen aus, und Marie Antoinette

und seine Schwester Therese bemühten sich vergeblich, durch sanftes Zureden den weinenden, zitternden Knaben zu beruhigen.

Ein vierter Municipalbeamter trat ein, und flüsterte geheimnißvoll mit seinen Collegen.

„Ist meine Familie hier nicht mehr in Sicherheit?" fragte der König.

Der Municipalbeamte zuckte die Achseln. „Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die königliche Familie befinde sich nicht mehr im Temple. Das hat das Volk aufgeregt, und es begehrt, daß Ihr Alle Euch an den Fenstern zeigen sollt. Aber wir werden es nicht leiden, Ihr sollt Euch nicht zeigen. Das Volk muß mehr Vertrauen zu seinen Beamten haben!"

„Ja," schrie der andere Municipalbeamte, immer noch die drohende Faust erhoben, „ja, das muß es. Aber wenn die Feinde kommen, so soll die königliche Familie sterben."

Und da der Dauphin bei diesen Worten wieder laut aufjammerte, fuhr er fort: „Der arme kleine Junge dauert mich zwar, aber sterben muß er doch."

Indessen w[illegible] Geschrei und Toben da außen immer laut[illegible] deutlich Schimpfreden und Schmähungen, die an die Königin ge-

richtet waren. Dann kam noch ein fünfter Beamter, gefolgt von einem Soldaten, um sich im Namen des Volkes zu vergewissern, daß die Familie Capet sich noch im Thurm befände, und verlangte mit wüthender Stimme, sie sollten an das Fenster treten, und sich dem Volke zeigen.

„Nein, nein, sie sollen es nicht thun,“ riefen die andern Beamten.

„Warum nicht?“ fragte ~~die Königin.~~ der König „Kommen Sie, Antoinette.“

Er reichte ihr die Hand und schritt mit ihr zum Fenster hin.

„Nein, thun Sie es nicht,“ schrie der Beamte, indem er zum Fenster hinstürzte.

„Mein Gott, was giebt es denn?“ fragte der König verwundert.

„Nun,“ schrie der Mann mit der drohenden Faust, „das Volk will Euch den Kopf der Lamballe zeigen, damit Ihr seht, wie das Volk sich an seinen Tyrannen rächt!“

In demselben Augenblicke stieg hinter den Fensterscheiben ein bleicher Kopf empor, umwallt von langem, blonden Haar, die blasse Stirn mit Blut bespritzt, die Augen glanzlos, starr: — der Kopf der Prinzessin Lamballe, welchen das Volk eben vom

Friseur hatte coiffiren lassen, um ihn, auf eine Pike gesteckt, der Königin zu zeigen.

Die Königin hatte ihn gesehen! Sie war rückwärts taumelnd auf einen Stuhl niedergesunken, sie starrte immer noch nach dem Fenster hin, selbst als das furchtbare Phantom längst verschwunden war. Ihre Lippen waren geöffnet, wie zu einem Schrei, der aber im Entsetzen verstummt war. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, und selbst die Liebkosungen ihrer Kinder, das sanfte Zureden der Prinzessin Elisabeth, die mahnenden Tröstungsworte des Königs konnten Marie Antoinette nicht aus dieser innern Erstarrung ihres ganzen Wesens erwecken.

Die Prinzessin Lamballe war gemordet. Und tief in ihrer Seele sagte sich die Königin, daß dieser Mord nur das Vorspiel sei zu der gräßlichen Tragödie, welche das Volk von der königlichen Familie wollte aufführen lassen!

Arme Prinzessin Lamballe! Sie war getödtet worden, weil sie sich weigerte, die Verwünschungen gegen die Königin zu wiederholen, welche man ihr vorsprach.

„Schwöre, daß Du die Freiheit und Gleichheit

liebst, schwöre, daß Du den König, die Königin und das ganze Königthum hassen willst."

„Ich will das Erste schwören," war die Antwort der Prinzessin, „aber das Letztere kann ich nicht schwören, denn es liegt nicht in meinem Herzen!"

Das war das Verbrechen der Prinzessin, daß der Haß „nicht in ihrem Herzen" lag, das Verbrechen so vieler Andern, welche an diesem dritten September hingemordet wurden, an diesem dritten September, an welchem die wüthenden Horden der Marseiller die Gefängnisse öffneten, um die Gefangenen vor das Tribunal zu schleppen, oder auch sie ohne weitern Urtheilsspruch niederzumetzeln.

Die Tage vergingen, und sie mußten getragen werden! Marie Antoinette hatte ihre Haltung, ihre stolze Ruhe wiedergefunden. Auch dieser Schmerz mußte überwunden werden, und das Herz der Königin war noch immer nicht erstarrt, nicht gebrochen! Es liebte noch, es hoffte noch! Sie war es ihrem Gemahl, ihren Kindern schuldig, nicht zu verzweifeln, und bessere Tage konnten ja noch kommen! Man mußte den Muth behalten, so lange zu leben, bis sie herauf dämmerten!

Aber Muth gehörte dazu, die tägliche Qual

dieses Lebens zu ertragen! Immer dem Hohn, der Beschimpfung ausgesetzt! Immer bewacht von den Augen spottender, schimpfender Männer, immer ausspionirt von der Frau Tison, dieser Dienerin, welche man der Königin aufgezwungen, und die mit dem lauernden Auge einer Katze jede ihrer Bewegungen verfolgte! — Und unter diesen Wächtern der schlimmste von ihnen Allen, das war der Schuster Simon.

Von den Behörden beauftragt, die Arbeiter und Maurer zu überwachen, welche das zerbröckelnde alte Gebäude des Temple restauriren sollten, war Simon in den Temple gekommen, oder hatte, um sein Amt bequemer erfüllen zu können, sich häuslich in demselben niedergelassen. Es war ihm eine Lust, diese gedemüthigte Königsfamilie zu beobachten, zu sehen, wie sie Tag für Tag mehr erniedrigt, zu hören, wie sie beschimpft ward auf jedem Schritt! Niemals erschien er vor den Unglücklichen, ohne sie zu beleidigen, ohne ihnen eine Beschimpfung in das Angesicht zu schleudern, und mit lautem Gelächter belobte er Diejenigen, welche ihm nachahmten.

Einige von den Aufsichtsbeamten sprachen niemals anders, als mit wüthenden Schimpfworten von dem König, der Königin, oder ihren Kindern. Einer

schrie im Beisein der Königin seinem Genossen zu: „Wenn der Henker nicht diese verfluchte Familie guillotinirt, so werde ich es thun!“

Wenn die königliche Familie sich zu ihrem Spaziergange hinunter verfügte in den Garten, schritt ihr Santerre mit einem Trupp Soldaten vorauf. Die Schildwachen, die sie passirten, schulterten vor Santerre das Gewehr; sobald er vorüber war und der König kam, setzten sie das Gewehr bei Fuß und gaben sich den Anschein, ihn nicht zu sehen. An der Thüre, die in den Garten führte, stand dann der Schließer Rocher und machte sich ein Vergnügen daraus, die königliche Familie warten zu lassen, wenn er aufschloß, während er ihnen aus seiner langen Tabackspfeife große Rauchwolken in's Gesicht blies. Die National-Gardisten, welche in der Nähe standen, lachten dazu und beschimpften die Prinzessinnen mit schmutzigen Redensarten. Während die königlichen Gefangenen dann ihren Spaziergang machten, versammelten die Kanoniere sich in den Alleen, welche sie durchwandelten, und tanzten bei dem Klange revolutionärer Lieder, welche Einige von ihnen sangen.

Zuweilen dann kamen die Gärtner, welche in dem Garten arbeiteten, herbeigerannt, um mitzutanzen, und in wilder Ronde die Gefangenen ein-

zuschließen. Einer dieser Leute zeigte eines Tages dem König seine Grassichel und schwur, daß er mit derselben der Königin den Kopf abhacken würde. Wenn die Gefangenen dann nach ihrem traurigen Spaziergange wieder in den Temple zurückkehrten, wurden sie von den Schildwachen, dem Schließer abermals mit Insulten empfangen, und als ob es nicht genug sei, das Ohr zu erfüllen mit diesen Beschimpfungen, mußten auch die Augen ihren Theil daran haben. Die beleidigendsten Anreden und Schimpfworte wurden mit riesengroßen Buchstaben auf die Wände der Corridore geschrieben, welche die königliche Familie zu passiren hatte. Man las da: „Madame Veto wird bald wieder tanzen! — Nieder mit der österreichischen Wölfin! — Man muß die kleine Wolfsbrut erwürgen! — Der König muß an seinem Ordensband gehängt werden!"

Ein anderes Mal hatte man einen Galgen gezeichnet, an welchem eine Figur aufgehangen war, und darunter stand geschrieben: „Ludwig nimmt ein Luftbad."

So wurden selbst die kurzen Spaziergänge der Gefangenen in eine Marter umgewandelt. Anfangs meinte die Königin wohl, es nicht ertragen zu können, und die Promenaden unterblieben. Aber die

bleichen Wangen ihrer Tochter, die sehnsüchtigen Blicke, welche der Dauphin aus dem verschlossenen Fenster nach dem Garten richtete, mahnten die Mutter, zu thun, was die Königin zu schwer hielt. Sie nahm das Leiden auf sich, sie unterwarf sich, und jeden Tag führte das königliche Paar die geliebten Kinder wieder in den Garten, und ertrug, ohne zu klagen, die unwürdige Behandlung, damit nur die Kinder ein wenig Luft, ein wenig Sonnenschein genießen sollten!

Eines Tages, es war am einundzwanzigsten September, war die königliche Familie von ihrem traurigen Spaziergange zurückgekehrt in ihr Wohnzimmer. Der König hatte sich ein Buch genommen und las; die Königin saß neben ihm, mit einer Handarbeit beschäftigt, während der Dauphin mit seiner Schwester Therese und seiner Tante Elisabeth sich in dem nächsten Gemache niedergelassen hatten, und das Kind damit beschäftigten, daß sie ihm Räthsel aufgaben. In dem offenen Vorzimmer saßen die beiden Municipalbeamten, die Augen starr und mit grausamer Schadenfreude auf die Gefangenen geheftet.

Plötzlich vernahm man dicht unter ihren Fenstern das laute Schmettern von Trompeten, das

Wirbeln von Trommeln, dann folgte eine tiefe Stille, und inmitten dieser Stille hörte man draußen mit lauter Stentorstimme folgende Proclamation vorlesen:

„Das Königthum ist in Frankreich abgeschafft. Alle öffentlichen Erlasse werden als mit dem ersten Jahre der Republik gezeichnet. Das Staatssiegel wird als Umschrift die Worte tragen: „Republik Frankreich.“ Das Nationalsiegel wird eine Frau darstellen, welche auf einem Bündel Waffen sitzt und in der Hand eine Lanze hält, auf welcher eine Freiheitsmütze steckt.“

Die beiden Municipalbeamten hatten unverwandt die Augen den Beiden zugewandt, von deren Haupte eben eine Königskrone fiel. Sie wollten mit ihren gierigen, boshaften Augen in ihren Zügen den Eindruck erforschen, welchen die Proclamation auf ihre Seelen machte. Aber diese stolzen, ruhigen Züge verriethen nichts. Der König hob nicht einen Moment, während die Stimme draußen mit furchtbarer Deutlichkeit jedes Wort ausschrie, seine Blicke von dem Buch empor, in welchem er las, die Königin arbeitete ruhig an der Stickerei weiter, und unterbrach nicht einen Moment das gleichmäßige Auf- und Niedergehen ihrer Nadel.

Wieder dann Trompetenschmettern und Trompetenwirbeln. Das Leichenbegängniß des Königshauses war vollendet und der König hieß von nun an nur Ludwig Capet, die Königin hatte nur noch ihren Namen Marie Antoinette. In dem Innern des Temple gab es keinen Dauphin, keine Madame Royal, keine Prinzessin mehr, sondern nur noch die Familie Capet!

Die Republik hatte die Kronen von den Häuptern Ludwigs und Marie Antoinette's gestürzt, und als einige Tage später das von der Königin lange vergeblich erflehte Leinenzeug aus den Tuilerien gebracht ward, befahl die Republik der Königin, die Kronen, mit welchen über der Namenschiffre das Leinen gezeichnet war, auszutrennen!

Aber das Martyrium ist lange noch nicht vollendet! Noch giebt es immer einen Trost, noch zuweilen eine Stunde friedlicher Ruhe. Die Kronen sind gefallen, aber die Herzen schlagen noch neben einander. Sie haben kein Königreich mehr, aber sie sind beisammen, sie können mit Blicken zu einander sprechen, mit einem Lächeln sich zu trösten suchen, mit einem flüchtigen Händedruck, welcher den Wächtern entgeht, sich aufrichten und ermuthigen! Man leidet nur halb, wenn man gemeinsam leidet,

und Alles trägt sich leichter, wenn man neben sich ein zweites Ich weiß, welches tragen hilft.

Vielleicht haben die Feinde des Königs und der Königin ein instinctives Gefühl davon, und ihr Haß macht sie zartfühlend, um neue Qualen zu ersinnen und neue Martern!

Ja, es giebt noch ungekannte Qualen für sie, der Kelch der Leiden ist noch nicht geleert! Noch haben die Gatten sich, noch sind sie nebeneinander, noch ruhen die Augen der Aeltern gemeinsam auf den Kindern!

Aber die alleinige und untheilbare Republik will auch diese letzten Bande der Königsfamilie zerreißen, sie will diejenigen trennen, welche vor dem Altare Gottes sich geschworen haben, daß nichts sie trennen soll, als der Tod!

Die Republik, welche die Kirchen aufgehoben, die Altäre gestürzt, die Priester verjagt hat, die Republik kann es dem Ehepaar Capet nicht gestatten, daß „nur der Tod sie trennen soll", denn die Republik hat sich den Tod selbst dienstbar gemacht, und er muß täglich von ihr die Opfer annehmen, welche die Republik ihm zuführt auf dem Platze der Freiheit, in dessen Mitte die Guillotine sich als ihr Altar erhebt.

Die Republik sandte in der Mitte des Oktobers ihre Commissarien und Kerkermeister in den Temple und riß den König aus den Armen seiner Gattin, seiner Kinder.

Er ward trotz der Bitten, der Wehklagen der Königin und ihrer Kinder von ihnen fortgeführt in eine andere Abtheilung des Temple, in den großen Thurm, der ihm von jetzt an als Wohnung dienen sollte. Damit der Königin kein Schmerz, keine Pein erspart werde, mußte auch der Dauphin mit seinem Vater gehen, um mit ihm sein Gefängniß zu theilen, und von seiner Mutter getrennt zu werden.

Das brach den Stolz, den königlichen Muth Marie Antoinette's. Sie rang die Hände, sie weinte, sie schrie, sie bat mit so rührenden, jammernden Tönen, sie nicht von ihrem Gemahl, von ihrem Sohne zu trennen, daß selbst das Herz des Schusters Simon davon gerührt ward.

„Ich glaube gar, diese verdammten Weiber machen mich weinen," schrie er, wüthend über das heiße Naß, das sich in seine Augen drängte. Und er legte keinen Einspruch ein, als die andern Municipalbeamten mit zitternden, bewegten Stimmen

der Königin sagten: „sie wollten gestatten, daß die königliche Familie zu den Mahlzeiten sich vereine.“

Ein letzter Trost, ein letzter Sonnenstrahl! Es gab nun doch in diesen düstern, eintönigen Tagen des November noch Stunden, auf welche man sich freuen konnte, die man ersehnte, um derentwillen man die trostlose Oede der andern Stunden ertrug!

Beim Frühstück, beim Mittagsmahl, beim Abendessen war die Familie Capet vereint, da sprach man sich, da ruhten die Hände in einander, da freute man sich an dem Geplauder und der Heiterkeit des Dauphins, da erzählte der König von den Lehrstunden, welche er heute seinem Sohne gegeben, von den Fortschritten, welche er gemacht. Da vergaß man zuweilen, daß vielleicht draußen außerhalb des Temple der Tod schon heranschleiche, seine Opfer zu empfangen, und fand Scherzesworte, um damit das helle, frische Lachen des Dauphins, die einzigste, die köstlichste Musik, welche die düstern Räume durchhallte, zu erwecken.

Aber der December nahm der Königin auch diesen letzten Trost. Die National-Versammlung, die sich jetzt in den „Convent“, in die Staatsregierung verwandelt hatte, schleuderte gegen den Kö-

nig die Anklage der Verrätherei. Der Convent beschuldigte den König des heimlichen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs. Er klagte ihn an, die Fürsten Europa's zu seinem Beistand aufgerufen zu haben! Man hatte in der eisernen Cassette, welche man in den Tuilerien eingemauert in der Wand des königlichen Cabinets entdeckt hatte, Papiere gefunden, welche den König compromittirten, Briefe von den geflohenen Prinzen, von dem Kaiser von Deutschland, dem König von Preußen. Diese Fürsten standen jetzt im blutigen Krieg an den Grenzen Frankreichs, und das war die Schuld des Königs! Er war im Einverständniß mit den Feinden des Vaterlandes. Er war der Mörder seiner eigenen Unterthanen! Auf sein Haupt sollte jetzt das Blut zurückfallen, das durch ihn vergossen worden.

Dies war die Anklage, welche man gegen den König erhob. Zwanzig Mitglieder des Convents begaben sich in den Temple, um sie dem König vorzulesen, und ihn zu verhören.

Er bestritt freilich, solche Einverständnisse unterhalten zu haben, er erklärte mit feierlichem Eidschwur, daß er alle Anerbietungen der fremden Fürsten abgelehnt habe, weil er gesehen, daß, um

den gefangenen König befreien zu können, man Frankreich bedrohen mußte.

Die Häupter der Revolution wollten ihn schuldig finden. Ludwig Capet mußte beseitigt werden, damit Robespierre und Marat, Danton und Pétion und ihre Freunde zur unumschränkten Gewalt gelangten.

Noch mochte es in dem Convent Viele geben, welche zurückschreckten vor dieser letzten Consequenz ihres Thuns, aber sie wagten es nicht, ihre Stimme zu erheben, sie fügten sich dem terroristischen Druck, den die Führer der Revolution auf den Convent ausübten. Sie wußten, daß hinter diesen Führern die wilden Massen der Straßen standen, bewaffnet mit ihrem Haß gegen das Königthum und die Aristokratie, und bereit, jeden als einen Feind des Vaterlandes zu zerreißen, welcher es wagen würde, sich derer anzunehmen, welche von dem Haß des Volkes geächtet und verurtheilt waren!

Dennoch fanden sich einige muthvolle, treue Diener des Königs, welche es wagten, sich des Königs anzunehmen. Man hatte Ludwig jetzt als einen Angeklagten vor die Schranken citirt, und der Convent hatte sich zu einem Tribunal umgewandelt,

welches über die Schuld oder Unschuld des Königs zu entscheiden hatte!

Um allen Formen des Gesetzes zu genügen, sollte von Rechtswegen dem König ein Vertheidiger und Rechtsbeistand gegeben werden. Der Convent forderte Diejenigen, welche solchen Dienst zu übernehmen bereit wären, auf, sich zu melden. Es war eine Formel, welche man beobachtete, überzeugt, daß Niemand sich finden würde, solchen gefährlichen Dienst zu übernehmen.

Aber sie fanden sich dennoch. Es gab noch muthige, große und edle Männer, welche des verlassenen Königs sich erbarmten, welche es versuchen wollten, denjenigen zu retten, der die Schuld bezahlen sollte, die seine Vorgänger aufgehäuft, der bluten sollte für die Sünden seiner Väter.

Kaum war der Aufruf des Convents bekannt geworden, daß man dem Angeklagten Ludwig Capet drei Advokaten zu seiner Vertheidigung bewilligen wolle, als von Paris, von allen Städten Briefe einliefen von Männern, welche sich bereit und willig erklärten, die Vertheidigung des Königs zu übernehmen.

Selbst aus dem Auslande sandte man Vertheidigungsschriften für den König. Eine derselben ver-

theidigte in begeisterter und glühender Sprache den unglücklichen König, beschwor Frankreich, es möge seine edle junge Freiheit nicht beflecken durch grausamen Mord eines Unschuldigen, der keine anderen Verbrechen begangen habe, als daß er der Sohn seiner Väter, und der Erbe ihrer Krone und ihrer Schuld sei.

Diese Vertheidigungsschrift war von einem deutschen Dichter, von Friedrich Schiller.*)

Ludwig wählte unter den Vielen, deren Bittgesuche man ihm mitgetheilt, nur zwei Vertheidiger. Zuerst seinen früheren Minister, den Philosophen Lamoignon des Malesherbes, dann den Advokaten Tronchet, und zuletzt auf dringendes Zureden von Malesherbes den jungen berühmten Advokaten Desêges.

Diesen drei Männern war es vorbehalten, den König zu vertheidigen gegen die furchtbare Anklage des Verrathes am Vaterland, welche man aus hundert und hundert Briefen und Actenstücken beweisen wollte!

Nachdem die Voruntersuchungen beendet worden,

*) Diese Vertheidigungsschrift des Königs von Schiller wird in dem National-Archiv aufbewahrt. Siehe: Beauschêne I. p. 365.

begann die öffentliche Anklage im Convent, welcher immer noch in der Manêge seine Sitzungen hielt.

Der König ward in Begleitung seiner drei Vertheidiger und zweier Municipalbeamten, umringt von Nationalgarden, von dem Temple nach dem, neben den Tuilerieen belegenen Gebäude der Manêge hingefahren. Das Volk umtanzte mit wildem Jauchzen und lauten Verwünschungen den Wagen. Und drinnen saß der König, vollkommen ruhig, vollkommen gefaßt.

„Dieser Mensch muß von einem seltsamen Fanatismus beseelt sein," sagte Colombeau, einer der Municipalbeamten, welcher die Fahrt mit dem König gemacht hatte, in dem Bericht, welchen er dem Convent von demselben abstattete. „Es ist sonst unerklärlich, wie Ludwig so ruhig sein konnte, da er doch so viel Ursache hatte, sich zu fürchten. Nachdem wir alle eingestiegen waren, und der Wagen langsam durch die Straßen fuhr, nahm Ludwig Theil an der Unterhaltung, welche bald die Literatur zu ihrem Gegenstande hatte, und namentlich sich um einige lateinische Autoren drehte. Er gab sein Urtheil über Alles mit großer Richtigkeit und Einsicht, und es schien mir, daß ihm daran gelegen wäre, seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Einer von

uns sagte, er liebe Seneca nicht, weil seine Liebe für Reichthümer und Gold sehr im Contrast stände mit seiner vorgeblichen Philosophie, und weil man es ihm nie verzeihen könne, daß er vor dem Senate die Verbrechen des Nero beschönigt habe. Diese Reflexion schien ihn nicht im Mindesten zu afficiren. Als man von Titus Livius sprach, sagte Ludwig, dieser habe sich darin gefallen, große Reden zu componiren, die indessen wohl nirgends anders als an seinem Schreibtische gesprochen worden, „denn," fügte er hinzu, „es ist unmöglich, daß die Generäle vor der Front ihrer Armeen solche lange Reden wirklich gehalten haben." Er verglich dann den Titus Livius mit Tacitus, und meinte, dieser sei dem Livius in seinem Styl weit überlegen."*)

Der König unterhielt sich über lateinische Autoren, während inmitten des brüllenden und höhnenden Volkes der Wagen ihn dahinführte nach dem Convent, welchem Desêges in seiner Vertheidigungsrede mit muthigem Stolz entgegen rief: „Ich suche unter Euch Richter, aber ich finde nur Ankläger!"

Der König war vollkommen ruhig und doch

*) Siehe: Beauschêne I. p. 39[illegible].

wußte er, daß sein Leben bedroht war, daß er vor dem Tribunal des Todes stand. Gleich an dem Tage, da man ihn zum ersten Mal in den Convent fuhr, bat er Malesherbes, ihm ein Billet an den Priester zu besorgen, dessen Bestand er wünsche, und von dem er wisse, daß er ihm denselben nicht versagen werde.

Dieser Priester hieß Edgewarth de Firmont, und bald sollte die Zeit kommen, wo der König nicht mehr der Advocaten und Vertheidiger, sondern des Beistandes der Priester bedurfte.

Am zwanzigsten Januar 1793 kündigte man dem König sein Todesurtheil an.

Er empfing es ruhig, und begehrte nur seine Familie zu sehen, einen Beichtvater zu haben, und sich auf seinen Tod vorbereiten zu können.

Und während dieser ganzen fürchterlichen Wochen war Marie Antoinette von ihrem Gemahl getrennt, allein mit ihren Kindern, denen es jetzt nicht mehr gelingen wollte, ein Lächeln auf diese Lippen zu rufen, die acht Tage lang stumm und verschlossen blieben, die Augen aufleuchten zu machen, welche wie vor Entsetzen erstarrt schienen.

Die Königin wußte, daß der König angeklagt, verhört, in den Convent geführt worden. Aber

nichts, nichts, keine Sylbe von dem Verlauf, dem Ausgange des Prozesses gelangten zu ihr. Denn Frau Tison, ihre Aufpasserin, ihr böser Dämon, bewachte sie zu gut, als daß irgend eine Nachricht hätte zu ihr dringen sollen.

Aber endlich kam sie, diese Nachricht, der so lange das Herz der Königin entgegen gebebt, auf die sie sich in langen, qualvollen Nächten mit Gebet, mit Thränen, mit Händeringen vorbereitet hatte, und welche sie doch jetzt mit Verzweiflung, Zorn und Schmerz erfüllte.

Der König war zum Tode verurtheilt! Der König wollte seine Familie sehen, um von ihr Abschied zu nehmen!

Der Convent hatte dazu die Erlaubniß gegeben, er war in seiner Gnade sogar so weit gegangen, zu erlauben, daß die Familie sich ohne Zeugen sehen durfte. Nur sollte die Zusammenkunft in dem kleinen Eßsaal des Königs stattfinden, weil von dort eine Glasthür in das Nebengemach führte, und die Municipalbeamten von dort aus die königliche Familie beobachten konnten.

Der Beamte hatte sich jetzt entfernt, um die Königin und ihre Familie von dem obern Thurm herunter zu führen.

Der König, sie erwartend, ging unruhig auf und ab, und sagte dann zu Clery, der das kleine Gemach ordnete, den runden Tisch, der in der Mitte stand, bei Seite schob, damit mehr Platz sei, und die Stühle aufstellte, er möge eine Caraffe Wasser und ein Glas bringen. „Aber," fügte er vorsorglich hinzu, „kein Eiswasser, denn die Königin kann es nicht vertragen, und ihr könnte unwohl davon werden."

Jetzt auf einmal erbleichte der König, und still stehend, legte er einen Augenblick seine Hand auf das laut klopfende Herz.

Er hatte die Stimme der Königin gehört.

Die Thür ward geöffnet, und sie kamen herein, alle seine Lieben. Die Königin mit dem Dauphin an der Hand, Madame Elisabeth mit der Tochter Therese.

Der König ging ihnen entgegen und breitete die Arme nach ihnen aus, und nach ihm streckten sich alle die Arme aus, ihn umschlangen sie Alle in einer Umarmung, und hingen aneinander, und lautes Wehklagen, herzzerreißendes Jammergeschrei erfüllte jetzt das Gemach.

Hinter dem Glasfenster standen die Beamten,

aber sie vermochten nichts mehr zu sehen, denn ihre Augen waren mit Thränen umdüstert.

In dem Cabinet des Königs lag der Abbé Edgewarth de Firmont auf seinen Knieen und betete für diese Unglücklichen, deren Klageschrei, deren Schmerzenslaute zu ihm drangen.

Allmälig verstummte das Schluchzen. Sie nahmen Platz, die Königin zu Linken ihres Gemahls, Madame Elisabeth, seine Schwester, ihm zur Rechten, ihm gegenüber seine Tochter Marie Therese, zwischen seinen Knieen der Dauphin, mit großen Augen, und einem traurigen Lächeln zu dem König aufschauend.

Ludwig sprach zuerst. Er erzählte von seinem Prozesse, von den Verbrechen, deren man ihn beschuldigte. Aber seine Worte waren sanft und ruhig, und er bemitleidete die „armen, irregeleiteten" Männer, welche ihn verurtheilt hatten. Er forderte von seiner Familie, daß sie ihnen verzeihen solle.

Sie antworteten nur mit Schluchzen, mit Umarmungen, mit Thränen und Küssen.

Dann ward Alles still. Die Municipalbeamten hörten kein Wort, aber sie sahen, wie jetzt die Königin mit ihren Kindern, mit ihrer Schwägerin auf

die Kniee niedersanken, wie der König, aufrecht in ihrer Mitte stehend, seine Hände erhob und sie segnete, mit milden, edlen Worten, welche den Abbé Edgeworth, der hinter der nahen Thüre des Cabinets kniete, zu Thränen rührten.

Nun hieß der König seine Familie sich wieder erheben und schloß sie wieder in seine Arme, und küßte die Königin, welche bleich und zitternd sich an ihn anklammerte, und deren zuckende Lippen ein Wort des zornigen Vorwurfes gegen Diejenigen, welche ihn verurtheilt hatten, nicht zurückzuhalten vermochten.

„Ich habe ihnen vergeben," sagte der König ernst. „Ich habe mein Testament niedergeschrieben, und Ihr werdet es darin lesen, daß ich ihnen verziehen habe, daß ich von Euch fordere, Ihr sollt es auch thun. Versprich mir, Marie, daß Du niemals daran denken willst, meinen Tod zu rächen."

Es zuckte ein Lächeln voll Trauer und Verzweiflung um die bleichen Lippen der Königin. „Ich werde wohl niemals in der Lage sein, Rache üben zu können," sagte sie. „Aber," fügte sie rasch hinzu, da sie dem flehenden Blicke des Königs begegnete, „aber selbst wenn ich es vermöchte, und die Gewalt in meine Hand gegeben würde, so verspreche

ich doch, daß ich keine Rache und Vergeltung üben will."

Der König neigte sich zu ihr und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Ich danke Dir, Marie, und ich weiß, daß Ihr Alle, meine Lieben, meinen letzten Willen heilig halten werdet, und daß meine letzten Worte und Wünsche in Euer Herz eingegraben sind. Aber Du, mein Sohn," fuhr der König fort, indem er den Dauphin auf sein Knie emporzog, und ihn mit zärtlichen Blicken anschauete, „Du bist noch ein Kind und Du könntest vergessen. Du hast gehört, was ich gesagt habe, aber da der Schwur noch heiliger ist, als das Wort, so erhebe Deine Hand und schwöre mir, daß Du meinen Willen erfüllen und allen unsern Feinden vergeben willst."

Der Knabe, die großen, blauen Augen unverwandt auf seinen Vater gerichtet, die Lippen bebend vor tiefer, innerer Bewegung, hob seine rechte Hand empor, und selbst die Beamten hinter der Glasthüre vernahmen deutlich diese klare, holde Kinderstimme, welche sagte: „Ich schwöre Dir, Papa König, daß ich allen unsern Feinden vergeben, und Denen nichts Böses thun will, welche mir meinen lieben Vater tödten!"

Ein Schauder durchlief die Herzen der Lauschen-

den, sie traten zurück von der Glasthür mit bleichen Gesichtern, es war ihnen gewesen, als hätten sie die Stimme eines Engels vernommen, und ein Gefühl unaussprechlicher Reue und Scham erfaßte ihre Seele.

Drinnen in dem Gemach des Königs war jetzt Alles still, und nur der Abbé in dem Cabinet vernahm das leise Gemurmel ihrer Gebete, und das unterdrückte Weinen und Schluchzen.

Dann sagte die Stimme des Königs: „Jetzt geht, meine Geliebten! Ich muß allein sein! Ich bedarf der Ruhe und Sammlung!"

Ein lautes Wehklagen war die Antwort. Aber einige Minuten später öffnete Clery die Glasthür, und die königliche Familie erschien wieder vor den Beamten. Die Königin hielt den rechten Arm Ludwigs umfaßt, beide gaben sie eine Hand dem Dauphin, Therese hatte ihren Vater um die Mitte seines Leibes umschlungen, seine Schwester Elisabeth hielt seinen linken Arm umklammert. So schleppen sie sich ein paar Schritte vorwärts nach der Ausgangsthür hin, unter lauten Schmerzensklagen und Jammergeschrei.

„Ich versichere Euch," sagte Ludwig, „daß ich

Euch morgen früh um acht Uhr noch einmal sehen werde."

„Um acht Uhr! Warum nicht um sieben Uhr?" fragte die Königin ahnungsvoll.

„Nun denn," erwiederte der König sanft, „also um sieben Uhr! Lebt wohl! Lebt wohl!"

Der schmerzliche Ausdruck, mit dem er dieses letzte Lebewohl sagt, verdoppelt das Weinen und Schluchzen. Die Tochter des Königs fällt ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder, Clery hebt sie, unterstützt von der Prinzessin Elisabeth, empor.

„Papa, mein lieber Papa," ruft der Dauphin, sich an ihn anschmiegend, „laß uns bei Dir bleiben."

Die Königin sagt kein Wort. Sie ist bleich und blickt aus großen, weit geöffneten Augen den König an, als wolle sie sein Bild tief, tief in ihr Herz einprägen.

„Lebet wohl! Lebet wohl!" ruft der König noch einmal, wendet sich rasch um, und eilt in das andere Zimmer.

Ein einziger Schrei des Schmerzes, des Entsetzens tönt von allen Lippen. Dann umklammern die beiden Kinder, die nun bald Waisen sein wer-

den, ihre Mutter, die sich mit krampfhaftem Schluchzen ihrer Schwägerin um den Hals wirft.

„Vorwärts! Die Familie Capet soll in ihre Wohnung hinaufsteigen!“ ruft einer der Municipal-Beamten.

Marie Antoinette richtet sich empor, ihr Auge flammt, und mit drohender Zornesstimme ruft sie: „Ihr seid Henker und Verräther!“ *)

Der König war in sein Cabinet zurückgekehrt, wo der Priester, Abbé Edgewarth de Firmont, ihn erwartete mit sanftem Trosteswort. Seinen Bitten, seinen Bemühungen war es gelungen, von der Aufsichtsbehörde die Erlaubniß zu erhalten, dem Könige das Abendmahl zu reichen. In der Frühe des nächsten Morgens sollte es geschehen, so lautete die Entscheidung der Behörde, die dem König zugleich meldete, daß er um sieben Uhr zur Exekution werde abgeholt werden.

Der König vernahm die erste Nachricht mit Freude, die zweite mit vollkommener Ruhe.

„Da ich früh aufstehen muß,“ sagte er zu seinem Kammerdiener Clery, „so muß ich auch früh zur Ruhe gehen. Der heutige Tag hat mich ange-

*) Beauschêne. I. p. 449.

griffen, und ich bedarf der Stärkung, um morgen nicht schwach zu sein."

Er ließ sich entkleiden und legte sich nieder. Als Clery am andern Morgen um fünf Uhr kam, ihn anzukleiden, fand er Ludwig noch auf seinem Lager schlafend, und es mußten schöne und beglückende Träume sein, die ihn umgaukelten, denn ein Lächeln stand auf seinen Lippen.

Der König ließ sich ankleiden, und der Priester reichte ihm das Abendmahl, zu welchem die heiligen Geräthschaften aus der nahen Kirche der Capuziner du Marais herbeigeschafft waren. Eine alte Kommode war von Clery in einen Altar umgewandelt worden, zwei gewöhnliche Leuchter standen zu beiden Seiten des Kelches und der Monstranz anstatt der Kandelaber, zwei Talglichter brannten darauf statt der Wachskerzen. Vor diesem Altar lag der König Ludwig der Sechszehnte auf seinen Knieen in heiliger Andacht, mit ruhigem, friedlichem Gesicht.

Der Priester las die Messe; Clery secundirte als Sacristan, und während der König dann das Abendmahl empfing, hörte man draußen schon das Wirbeln der Trommeln, und das Schmettern der Trompeten, welche Paris weckten und ihm sagten,

daß man den König von Frankreich zur Hinrichtung führte.

Jetzt rasselten Kanonen durch die Straßen, Nationalgarden zu Fuß und zu Pferde besetzten den ganzen Weg, der von dem Temple zum Revolutionsplatz (Place de la concorde) führte. Eine vierfache Reihe von Männern, dicht an einander gedrängt, mit Gewehren, mit Piken bewaffnet, nahm beide Seiten der Straßen ein, und machte es denen, welche gehofft hatten, den König auf dieser Fahrt befreien zu können, ganz unmöglich, auch nur in seine Nähe zu gelangen. Die Behörde wußte, daß einer der kühnsten und eifrigsten Partisanen des Königs, daß Herr von Bath in Paris angelangt sei, daß er mit einer Anzahl junger, todesmuthiger Männer den Plan gefaßt hatte, den König auf dieser Fahrt zur Hinrichtung mit Gewalt zu befreien. Aber sie hatten sorgsam alle Maßregeln getroffen, um dies unmöglich zu machen. Durch die dichtgeschlossenen Reihen der Nationalgarde, die heute aus lauter Sansculottes, den wüthenden, blutgierigen Männern der Vorstädte zusammengesetzt war, fuhr der Wagen, in welchem der König saß, gefolgt und escortirt von berittenen Nationalgarden, durch die Straßen, an den Häusern mit den ge-

schlossenen, verhangenen Fenstern vorbei, hinter denen vielleicht die Bewohner auf den Knieen lagen und beteten für den Unglücklichen, den man zum Schaffot führte und der einst der König von Frankreich war.

Einmal entstand in dieser furchtbaren, bewaffneten Hecke, durch welche der Wagen rollte, eine Bewegung. Zwei junge Männer riefen: „Zu uns, Franzosen! Zu uns alle Die, welche ihren König retten wollen!"

Aber der Ruf fand keinen Anklang. Jeder schaut entsetzt auf seinen Nachbar und glaubt in ihm einen Spion, oder einen Mörder zu sehen, das Entsetzen macht alle Seelen erstarren; die Stille des Todes herrscht rings um.

Die beiden jungen Leute wollen jetzt fliehen, sich in ein Haus retten. Das Haus ist geschlossen, und vor der Thür desselben werden sie von wüthenden Sansculottes niedergehauen, in Stücke gehackt.

Der Wagen des Königs fährt weiter, Ludwig achtet auf nichts mehr; aus dem Gebetbuch, daß er in seinen Händen hält, liest er die Gebete der Sterbenden und der Abbé betet mit ihm.

Nun hält der Kutscher am Fuße des Schaffots und der König steigt aus. Ein Wald von Piken

und Gewehren umstarrt das Schaffot. Die Tambours wirbeln, aber der König ruft mit lauter Stimme: „Schweigt!“ und sie verstummen.

Da sprengt Santerre heran und befiehlt den Leuten, weiter zu trommeln, und sie gehorchen ihm.

Der König wirft seine Oberkleider ab, die Henker nähern sich ihm, um ihm die Haare abzuschneiden. Er läßt es ruhig geschehen, aber als sie ihm die Hände binden wollen, da blitzt sein Auge auf von Unwillen, und mit fester Stimme weigert er sich, dies zu gestatten.

„Sire,“ sagt der Priester, „ich sehe in dieser neuen Beschimpfung nur eine neue Aehnlichkeit Eurer Majestät mit unserm Heiland, der Ihr Lohn und Ihre Erquickung sein wird.“

Ludwig hebt die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz und Resignation zum Himmel auf. „Wahrlich,“ seufzte er, „nur die Erinnerung an ihn und sein Beispiel kann mich dahin bringen, solchen Schimpf zu ertragen!“

Und er reicht den Henkern seine Hände dar, daß sie ihn binden. Dann steigt er, gelehnt auf den Arm des Abbé, die Stufen des Schaffots hinauf. Die zwanzig Trommelschläger, welche am Fuße des Schaffots stehen, schlagen ihre Wirbel,

aber der König, dicht an den Rand des Schaffots tretend, gebietet ihnen mit lauter Stimme zu schweigen, und sie verstummen.

Mit einer Stimme, die so laut war, daß sie über den ganzen Platz hindröhnte, und allen Ohren die Worte deutlich vernehmbar machte, sagte der König: „Ich sterbe unschuldig an all den Verbrechen, welche man mir zur Last legt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und ich bitte Gott, daß das Blut, welches Ihr vergießen wollt, niemals auf Frankreich zurückfallen möge. Und Du unglückliches Volk —"

„So laßt ihn doch nicht weiter reden!" schrie Santerre's gebieterische Stimme, den König unterbrechend, und sich an Ludwig wendend, schrie er wüthend: „Ich habe Sie nicht hierher geführt, um Reden zu halten, sondern um zu sterben."

Die Trommeln wirbeln, die Henker packen den König und reißen ihn nieder. Der Priester neigt sich über ihn und murmelt einige Worte, die nur Gott gehört hat, die aber eine Tradition voll Bewunderung und voll Mitleid übersetzt hat in die unsterbliche und populaire Formel, die wahrer ist als die Wahrheit, und historischer als die Historie,

in die Formel: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor in den Himmel.“

Niemand, wie gesagt, hat diese Worte gehört, und doch werden sie noch heute gläubig wiederholt, und werden nachklingen durch alle kommenden Jahrhunderte.

„Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zu dem Himmel!“

Die Trommeln wirbeln, etwas Glänzendes blitzt durch die Luft, ein Schlag blitzt, Blut spritzt auf. — Der König von Frankreich ist todt, und der Henker Samson hebt das Haupt, welches einst eine Krone getragen, empor, um es dem Volk zu zeigen.

Eine augenblickliche, furchtbare Stille folgt diesem Moment, dann durchbricht das Volk in Massen die Reihen der Soldaten und stürzt nach dem Schaffot hin, um eine Erinnerung an diesen ewig denkwürdigen Moment davon zu tragen. Die Kleider des Königs wurden in Fetzen zerrissen und vertheilt, man gab dem Henker Goldstücke für einige Haare des blutenden Hauptes. Ein Engländer gab einem Kinde funfzehn Louisd'or dafür, daß es ihm sein Taschentuch in das vom Schaffot herniederrieselnde Blut tauchen mußte. Ein an-

derer zahlte dreißig Louisd'or für den Haarzopf des Königs. *)

*) Diese Details entnehme ich der Vossischen Zeitung, welche in ihrer Nummer vom fünften Februar 1793 einen ausführlichen Bericht der Hinrichtung des Königs Ludwigs des Sechszehnten enthält, und auch meldet, daß der königliche Hof „zur Bezeugung seiner schmerzhaften Theilnahme an dem unverdienten Schicksale des verewigten Monarchen aus eigener Bewegung die Trauer auf vier Wochen angelegt hat". Die Verfasserin dieses Werkes besitzt ein Exemplar dieser Nummer der Vossischen Zeitung, welche damals in kleinem Quartformat auf sehr dickem, grauem Papier erschien. In derselben Nummer der Zeitung ist eine Fabel von Hermann Pfeffel abgedruckt, welche also lautet:

Erst die moralische Freiheit, dann die politische!

Eine Fabel von Hermann Pfeffel.

Zeus und die Tiger.

Zu Zeus kam eine Deputation
Von Tigern. „Mächtiger Kronide",
So sprach ihr Cicero vor des Beherrschers Thron;
„Der Tiger edele Nation
Ist längst der Königswahl des stolzen Löwen müde.
Giebt uns nicht die Natur mit ihm ein gleiches Recht?
Darum, o Zeus, erkläre mein Geschlecht
Zu einem Volke freier Bürger!"
„Nein," sprach der Gott der Götter, „nein,
Ihr seid Betrüger, Diebe, Würger;
Und nur ein gutes Volk verdienet frei zu sein."

Die Verf.

Am Abend dieses Tages begab sich der Scharfrichter Samson, in innerster Seele ergriffen von der furchtbaren That, die er vollbracht, zu einem Priester, und stiftete zum Gedächtniß des Königs eine Todtenmesse, dann legte er sein Amt nieder, zog sich in die Einsamkeit zurück und starb schon nach sechs Monaten. Sein Sohn ward sein Nachfolger in dem traurigen Amt und setzte frommer Weise fort, was sein Vater begonnen. Die Todtenmesse für den König ward auf seine Anordnung bis zum Jahre 1840 gelesen. *)

Am Morgen, der nach diesem Schreckenstage folgte, ließ die „Wittwe Capet" bei der Behörde das Gesuch einreichen, ihr für sich und ihre Familie „einen vollständigen Traueranzug der einfachsten Art" zu bewilligen.

Die Republik war so großmüthig, das Gesuch der Wittwe Capet zu bewilligen.

---

*) Marie Antoinettê et sa famille. Par Lescure. p. 643.

XXI.

Toulan.

Der Bürger Toulan hat heute mit seinem Freund Lepitre wieder den Wachtdienst im Temple. Er ist ein so zuverlässiger, untadelhafter Republikaner, ein so eifriger Bürger, daß die Republik ihm unbedingt vertrauen darf. Die Republik hat ihn in den Verwaltungsrath gewählt, ihn auch zum Chef des Bureaus für die Verwaltung der Emigrirtengüter ernannt. Toulan ist außerdem Conventsmitglied, und es ist nicht seine Schuld, daß er an dem Tage, als man über Leben und Sterben des Königs abstimmte, nicht in der Versammlung war. Er hatte gerade in dieser Zeit eine Reise in die Provinz machen müssen, um die Güter eines Aristokraten, der emigrirt war, mit Beschlag zu belegen. Wäre Toulan in Paris gewesen, so würde er natürlich

für die Hinrichtung des Königs gestimmt haben. Er sagt das frei und offen Jedermann und Jedermann glaubt es ihm, denn Toulan ist ein ganz unverdächtiger Republikaner, er gehört zu den Sansculottes und sucht seinen Stolz darin, nicht besser gekleidet zu sein, als der geringste Bürger. Er gehört zu den Freunden Marats, der Schuster Simon freut sich alle Mal, wenn der Municipalbeamte Toulan die Wache im Temple hat, denn Toulan ist so ein jovialer, lustiger Mensch, er kann so allerliebste Scherze machen, so herzlich lachen über die Scherze Anderer. Man amüsirt sich so gut, wenn Toulan da ist, und am größten ist der Spaß, wenn zugleich mit ihm sein Freund, der Municipalbeamte Lepitre, den Wachtdienst im Temple hat. Dann machen die Beiden so allerliebste Späße, führen sogar kleine Komödien auf, die so lustig sind, daß Simon laut lachen muß, und daß selbst der Kerkermeister Tison und seine Frau den Wachtdienst vergessen, und die Glasthüre, durch welche sie die Königin und ihre Familie beobachten, verlassen, um bei der Komödie als Zuschauer gegenwärtig zu sein.

„Es sind Festtage, wenn Ihr Beide im Temple seid," sagt Simon, „und Ihr könnt's mir daher

nicht verdenken, wenn ich Euch gern hier haben mag, und Euch sehr oft für den Dienst vorschlage."

„Wir verdenken Dir's auch nicht," sagt Toulan. „Vielmehr wir freuen uns, wenn wir mit Dir, unserm allerbesten und fidelsten Bruder, zusammen sein können."

„Und dann," fügt Lepitre hinzu, „dann ist es so angenehm, die stolze Wölfin und ihre Jungen zu sehen, und sie ein Wenig zu demüthigen. Wahrhaftig, diese Leute haben uns, da sie noch in den Tuilerien wohnten, oft genug mit hochnasigen Mienen angesehen, und so gethan, als wären wir nur Staub, den man aus ihrer erhabenen Nähe wegblasen müßte. Es ist wohl Zeit, daß man sie auch ein Wenig fühlen lasse, daß sie für uns nur Staub sind."

„Ja wohl," bestätigt Toulan, „es ist die höchste Zeit, daß man sie's fühlen lasse."

„Und Ihr Beide versteht Euch prächtig darauf," sagt Simon lachend. „Ich seh's der Königin an, daß sie sich alle Mal ärgert, wenn Ihr den Dienst habt, und das freut mich, und darum habe ich's doppelt gerne, wenn Ihr hier seid."

„Ich habe mir heute einen Spaß ausgedacht!"

sagte Toulan. „Ich will der Wittwe Capet das Rauchen lehren. Du weißt, Bruder Simon, die Wölfin giebt sich immer den Anschein, als könne sie den Tabaksgeruch nicht vertragen. Sie soll's lernen. Ich werde ihr heute eine Papier-Cigarrette überreichen, und ihr sagen, wenn sie wünsche, daß wir nicht rauchen sollten, so müßte sie heute eine Cigarre mit uns rauchen."

„Ein allerliebster Spaß," lachte Simon.

„Aber ich finde noch Eins dabei zu bedenken," sagte Lepitre nachdenklich. „Die Wittwe Capet wär's im Stande und rauchte, wenn wir ihr sagen, daß wir dafür nachher niemals mehr rauchten. Aber wir werden doch natürlich nicht Wort halten."

„Was? Du sagst, wir werden nicht Wort halten?" rief Toulan verwundert. „Wir sind Republikaner, mehr als das, wir sind Sansculottes, und sollten nicht Wort halten? Sollten nicht besser sein, wie die verfluchte, verlogene Aristokratenbande, die dem Volk niemals Wort gehalten hat? Bruder Bürger, wie kannst Du uns und Dich selber nur so sehr beleidigen. Frage unsern edlen Freund und Bruder Simon, ob er der Meinung ist, daß ein freier Mann nicht sein Wort halten muß, selbst

wenn er es nur einem gefangenen Weibe gegeben hat?"

„Ich bin der Meinung," sagte Simon würdevoll. „Ich habe dem König in meinen Gedanken geschworen, daß er seinen Kopf verlieren soll, und ich hab' Wort gehalten. Ich hab's der Wölfin verspochen, daß sie hingerichtet werden soll, und ich hoffe, daß ich auch dies Versprechen erfüllen werde. Wenn ich ihr im Bösen Wort halte, muß ich auch ihr im Guten Wort halten! Wenn ein Republikaner etwas verspricht, muß er es halten."

„Richtig, Simon, Du bist ein edler und ein weiser Mann. Also es bleibt dabei, die Königin soll rauchen, aber wir werden dann, wenn wir den Spaß gehabt haben, nicht mehr rauchen."

„Ich werde einen Anschlag an die Thür machen, daß das Rauchen im Vorzimmer der Wölfin verboten ist!"

„Richtig, das ist gut," rief Toulan. „Das ist ganz meines edelmüthigen Bruders würdig."

„Laßt uns jetzt hinaufgehen," sagte Simon. „Die beiden andern Beamten sind schon oben, und sie werden sich sehr wundern, daß Ihr so spät kommt, aber es schwatzt sich so gut mit Euch. Kommt nun, laßt uns hinauf gehen. Ich werd' da bleiben,

um den Spaß mit anzusehen. Aber hört, noch etwas Neues! Man hat darauf angetragen, daß nicht so viele Beamte zur Bewachung der Capets nöthig wären, und daß es uns den Anschein gäbe, als wenn die große Republik sich vor diesen heulenden Weibern und dem kleinen Affen, dem kleinen Capet, fürchten könnte, den die verrückten Royalisten jetzt den König Ludwig den Siebzehnten nennen. Es ist wahrscheinlich, daß man den Wachtdienst auf zwei Beamte beschränken wird."

„Sehr gut," sagte Toulan beifällig. „Wozu auch so viele andere Männer langweilen und zur Unthätigkeit verdammen! Man ist doch nicht immer aufgelegt zum Spaßen, und dann ist es unangenehm, immer diese larmoyanten Gesichter zu sehen!"

„Also nur zwei Beamte," sagte Lepitre. „Aber das scheint mir doch sehr wenig, denn wenn es nun der Capet gelänge, die beiden Beamten zu bestechen, und sie ließen sich von ihr verführen, daß sie ihr zur Flucht behilflich wären?"

„Unmöglich," rief Simon lachend. „Mich wird sie niemals verführen, und so lange ich meine Augen noch offen halte, wird die Oesterreicherin und ihre Brut nicht entfliehen. Kein Mensch kann die Treppe herunter kommen, ohne daß ich's nicht höre und

sehe. Denn Ihr wißt, ich wohne neben der Treppe, und die Thüre zu meiner Wohnung ist immer auf, und ich bin immer da! Und dann ist da noch der Schließer Ricard, der die Thüre, die auf den Hof führt, wie ein Cerberus bewacht, ferner die Schildwachen neben den drei Thüren, die von dem innern Hof hinaus führen in den äußern, und dann die vier Schildwachen neben den beiden Thüren, die von dem äußern Hof hinaus führen auf die Straße. Nein, nein, meine Lieben, wenn die Wölfin entfliehen will, so muß sie ein Zaubermittel haben, um sich Flügel wachsen zu lassen, und durch die Luft zu entfliehen, denn anders ist's unmöglich!"

„Das ist schön, das freut mich," sagte Toulan, die Treppe hinauf springend.

„Und ich bin auch beruhigt," sagte Lepitre. „Meinetwegen mögen nun nur zwei Beamte sie bewachen, denn ich weiß nun, sie kann doch nicht entfliehen. Simon wacht, und die Wölfin kann sich nicht in einen Adler verwandeln."

„Sehr gut gesagt," lachte Simon. „So! Da sind wir vor der Thüre! Laßt uns eintreten. Der Spaß geht los."

Er stieß geräuschvoll die Thüre auf, und trat mit den beiden Männern in das Vorzimmer ein.

Zwei Municipalbeamte saßen in der Mitte des Zimmers an dem Tisch, und waren eifrig mit einem Kartenspiel beschäftigt. Durch die offene Thür schaute man in das Wohnzimmer der Familie Capet.

Die Königin in ihren düstern schwarzen Trauerkleidern, über dem ergrauten, in Locken herabfallenden Haar die schwarze Schneppenhaube, saß auf dem Divan hinter dem runden Tisch, und war damit beschäftigt, aus einem Buche, das sie in der Hand hielt, dem Dauphin eine Aufgabe zu dictiren. Der Prinz, schwarz gekleidet, mit einem breiten Flor um den Arm, saß auf einem Stuhl neben ihr. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Arbeit gerichtet, und er war sichtlich bemüht, so schön als möglich zu schreiben, denn er stöhnte förmlich vor Eifer, und ein glühendes Roth bedeckte seine Wangen.

Auf der andern Seite der Königin saß Madame Elisabeth, neben ihr die Prinzessin Maria Theresa, beide damit beschäftigt, einige Kleidungsstücke der Königin auszubessern.

Niemand von ihnen schien das laute Oeffnen der Thüre gehört zu haben, Niemand beachtete die Eintretenden, oder richtete nur einen Moment den Blick zu ihnen hin.

Aber Toulan wollte sich das nicht gefallen lassen,

er begehrte durchaus, daß die Wölfin ihn bemerke. Er durcheilte daher mit dröhnendem Schritte das Vorgemach, trat in die Thür des Wohnzimmers, und auf der Schwelle desselben stehen bleibend, machte er eine tiefe ceremonielle Verbeugung, mit so komischer Armbewegung, daß Simon laut auflachen mußte.

„Madame," sagte Toulan, „ich habe die unaussprechliche Ehre, Ihre Gnaden zu grüßen."

„Er ist ein göttlicher Kerl, wahrhaftig, ein göttlicher Kerl," brüllte Simon, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

Lepitre war an's Fenster getreten, und hatte den Rücken dem Zimmer zugekehrt, er war vielleicht zu weichmüthig, den Spaß mit anzusehen. Niemand achtete auf ihn. Niemand sah, wie er aus seiner Rocktasche ein kleines Packet hervorzog, und es langsam und vorsichtig hinter den hölzernen Kasten gleiten ließ, der unter dem Fenster stand.

„Madame," rief Toulan mit lauterer Stimme, „ich fürchte, Ew. Gnaden haben meinen Gruß nicht gehört."

Die Königin hob langsam ihre Augen empor, und wandte sie Demjenigen zu, der in ehrerbietiger Haltung auf der Schwelle stand.

„Ich habe ihn gehört," sagte sie kalt. „Schreibe weiter, mein Sohn."

Und sie fuhr in dem Satz fort, den sie eben angefangen hatte zu dictiren.

„Ich bin so glücklich, von Madame Veto gehört zu sein, daß ich darüber ein kleines Freudenfeuer anzünden muß," sagte Toulan, indem er eine Cigarre aus seiner Brusttasche hervorzog. „Ihr seht, meine Freunde, ich bin ein feiner Hofmann, obwohl ich die Ehre habe, ein Sansculotte zu sein. Ich rauche im Beisein von schönen Damen immer nur Cigarren. He, Bürger, ein wenig Feuer für meine Cigarre!"

Einer der Beamten hielt ihm schweigend seine lange Pfeife hin, und Toulan zündete seine Cigarre an, stellte sich wieder auf die Schwelle und blies große Rauchwolken in das Zimmer hinein.

Die Damen saßen immer noch ruhig da, ohne auf Toulan zu achten. Die Königin dictirte, und der Dauphin schrieb. Nur unterbrach Marie Antoinette sich zuweilen, weil sie husten mußte, und weil der Rauch ihre Augen thränen machte.

Monsieur Toulan hatte jede ihrer Bewegungen mit lächelnder Aufmerksamkeit verfolgt. „Madame

scheint an meinem Freudenfeuer keinen Gefallen zu finden?“ fragte er. „Madame rauchen nicht?“

Die Königin antwortete nicht, und dictirte ruhig weiter.

„Madame,“ rief Toulan laut lachend, „ich möchte mit Ihnen eine Friedenspfeife rauchen, wie unsere braunen Brüder in dem glücklichen freien Amerika das nennen. Madame, ich bitte, daß Sie mir die Ehre erzeigen, eine Friedenspfeife mit mir zu rauchen.“

Ein Blitz leuchtete in den Augen, welche die Königin jetzt auf Toulan heftete. „Sie sind ein Unverschämter,“ sagte sie.

„Höre, Bürger,“ schrie Simon. „Ich finde, daß sie Dich beleidigt!“

„Im Gegentheil, sie entzückt mich,“ rief Toulan. „Denn Ihr werdet gestehen, daß es lustig sein wird, wenn sie nun doch raucht, und ich sage Euch, sie wird rauchen!“

Er that einige Schritte hinein in das Gemach, und verneigte sich nochmals.

„Er versteht die Hofmanieren, als wär' er selbst so'n schuftiger Hofherr gewesen,“ lachte Simon. „Es ist ein wundervoller Spaß.“

Die beiden Prinzessinnen waren bei dem Ein=

treten Toulan's aufgestanden, und legten ihre Handarbeit bei Seite. Ein Knäuel von weißer Baumwolle fiel dabei von ihrem Schooß zur Erde, und rollte durch das Zimmer zu Toulan hin.

Er hob ihn auf, und verbeugte sich vor den Prinzessinnen. „Darf ich diesen kleinen Erdball als ein Angedenken betrachten, welches die lieblichsten Bürgerinnen von Frankreich mir spenden? Oh ja, ich sehe es an Ihrem schalkhaften Lächeln, daß ich es darf, und ich danke," sagte Toulan, indem er den runden Knäuel an seine Lippen drückte, und ihn dann in seine Brusttasche schob.

„Er spielt so prächtig, wie die Kerls draußen im Marionettentheater die Tyrannenkomödien," lachte Simon.

„Begebt Euch in unser Schlafzimmer," sagte Marie Antoinette, den Prinzessinnen zugewandt. „Es ist genug, wenn ich diese Unwürdigkeiten ertrage. Geh', mein Sohn, begleite Deine Tante!"

Der Dauphin stand auf, drückte einen Kuß auf die Hand seiner Mutter und folgte dann den beiden Prinzessinnen, die sich in das anstoßende Gemach begaben.

„Liebe Tante," flüsterte der Dauphin, „ist dieser böse Mann der gute Freund, der —"

„Still," unterbrach ihn Madame Elisabeth, „still, die Tison horcht."

In der That sah man durch die Glasthür, welche von diesem Schlafzimmer auf den kleinen Corridor führte, die Frau Tison, welche an der Thüre stand, und mit scharfen, lauernden Blicken in das Gemach hineinspähete.

Toulan hatte, nachdem die Prinzessinnen das Zimmer verlassen, sich der Königin noch mehr genähert, und indem er eine Cigarre aus seiner Brusttasche hervorzog, reichte er dieselbe der Königin dar.

„Nehmen Sie, Madame," sagte er, „und erzeigen Sie mir die Ehre, mit mir ein Duett zu rauchen."

„Ich rauche nicht, mein Herr," erwiderte Marie Antoinette kalt und ruhig. „Ich bitte sich in das Vorzimmer zu begeben. Der Convent hat nicht befohlen, wie ich glaube, daß die Herren Municipal-Beamten in meinem Wohnzimmer verweilen."

„Der Convent hat es nicht befohlen, aber auch nicht verboten," sagte Toulan. „Ich bleibe also!"

Er nahm sich einen Stuhl, setzte sich mitten im Zimmer nieder und dampfte große Rauchwolken, die Simon mit unaussprechlichem Entzücken erfüll-

ten, während sie Marie Antoinette zu lauterem Husten reizten.

„Madame Capet, Sie würden den Rauch weniger empfinden, wenn Sie rauchten. Ich bitte Sie daher, nehmen Sie diese Cigarre."

Die Königin wiederholte ruhig: „Ich rauche nicht!"

„Sie irren Sich, Madame, Sie rauchen doch," sagte Toulan.

„Seht den Farceur," lachte Simon, „das ist allerliebst."

„Ich werde es Ihnen sogleich beweisen, daß Sie rauchen," fuhr Toulan fort. „Madame, wenn Sie mir die Ehre erzeigen, und mit mir ein Duett rauchen, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort als Republikaner und als Sansculotte, daß weder ich, noch meine Brüder jemals wieder hier rauchen werden."

„Ich glaube Ihnen nicht," sagte die Königin kopfschüttelnd.

„Sie glauben mir nicht? Würden Sie es glauben, wenn der Bürger Simon es Ihnen wiederholte?"

„Ja," sagte die Königin, die großen traurigen Augen auf Simon heftend, „wenn der Bürger Si-

mon es bestätigte, würde ich es glauben, denn es ist ein zuverlässiger Mann, der, wie ich glaube, niemals sein Wort bricht."

„Oh, sehr nur, wie gut die Oesterreicherin unsern braven Bürger Simon kennt," rief Lepitre.

„Ja, wahrlich, es scheint so," sagte Simon, der sich wider seinen Willen von dem ertheilten Lobe geschmeichelt fühlte. „Nun, ich gebe der Wittwe Capet mein Wort als Republikaner und Sansculotte, daß hier in diesem Vorzimmer niemals mehr geraucht werden soll, wenn die Wittwe Capet jetzt meinem Freunde Toulan den Gefallen thut, und eine Friedenspfeife mit ihm raucht."

„Ich glaube Ihrem Wort," sagte die Königin mit einem leichten Neigen ihres Hauptes, und indem sie sich dann an Toulan wandte, fuhr sie fort: „mein Herr, —"

„Es giebt hier keine Herren, nur Bürger," unterbrach sie der Schuster.

„Bürger Toulan," verbesserte sich die Königin. „Geben Sie mir die Cigarre, ich sehe wohl, daß ich mich geirrt habe, ich rauche!"

Simon schrie laut auf vor Entzücken, und fand den Spaß göttlich, und lachte unmäßig, als Toulan jetzt, wie im Marionettentheater in den Tyrannen=

komödien sich vor der Königin auf ein Knie niederließ, und der Königin die Cigarre darreichte.

Freilich sah er nicht den flehenden Blick, den Toulan auf Marie Antoinette heftete, sah nicht die Thränen, die in seinen Augen standen, und hörte auch nicht, wie sie während Simon's schallendem Gelächter leise sagte: „Ich danke, mein Getreuer!"

„Genügt es, wenn ich die Cigarre in den Mund nehme?" fragte die Königin laut. „Oder muß sie brennen?"

„Gewiß muß sie brennen," schrie Simon. „Zünde ihr doch die Cigarre an, Bürger Toulan."

Toulan zog aus seiner Tasche ein Stückchen Papier hervor, faltete es zu einem Fidibus zusammen, zündete es an und reichte es der Königin dar. Dann, als das leichte Papier der Cigarre anfing zu glimmen, schlug er den Fidibus aus und warf ihn achtlos auf den Tisch.

Die Königin schob die kleine dampfende Cigarette in den Mund. „Bravo, bravo," brüllten und lachten die Municipal-Beamten und der Schuster Simon. „Bravo, der Bürger Toulan ist ein Tausendsasa. Er hat der Wittwe Capet das Rauchen gelehrt!"

„Ich sagte es ja, daß ich es wollte," sagte

Toulan stolz. „Die Wittwe Capet hat sich unserm Willen fügen müssen, und damit ist es genug. Sie haben nicht nöthig fortzufahren, Madame. Sie haben unsere Macht gefühlt, und das ist gut. Nicht wahr, Simon, es ist genug? Sie braucht nicht mehr zu rauchen, und wir rauchen auch nicht mehr."

„Nein, sie braucht nicht mehr zu rauchen, und es wird niemals mehr in diesem Vorzimmer geraucht."

Die Königin nahm die Papier-Cigarre aus ihrem Munde, drückte die glühenden Funken aus und legte die Cigarrette in ihr Arbeitskörbchen.

„Bürger Toulan," sagte sie, „ich werde diese Cigarre zum Angedenken an diese Stunde aufbewahren, und wenn Sie jemals wieder hier rauchen wollen, so zeige ich sie Ihnen."

„Ich glaube gar, die Oesterreicherin untersteht sich, an dem Wort eines Sansculotten zu zweifeln?" schrie Simon.

„Gleichviel, Simon," sagte Toulan, indem er in das Vorzimmer zurücktrat, „wir werden sie lehren, daß Sie unserm Wort vertrauen muß. Du siehst ja, ich bin ein guter Lehrmeister."

„Ein vortrefflicher Lehrmeister," rief Simon.

„Ich mache Dir mein Compliment, Bürger. Aber wenn Du jetzt nichts dawider hast, so spielen wir ein Bischen Karten mit den Bürgern hier."

„Ja, spielen wir," sagte Toulan. „Ich hoffe doch, Ihr habt von den neuen Karten, auf denen es keine Könige und keine Königinnen mehr giebt? Denn das sage ich Euch, mit solchen infamen Karten spiele ich nicht."

„Ich auch nicht," bestätigte Lepitre. „Es treibt mir die Galle in's Blut, wenn ich auf den Kartenblättern die gekrönten Dummköpfe ansehen muß."

„Sind das ein paar Republikaner," rief Simon bewunderungsvoll. „Wahrhaftig, von Euch kann man lernen, wie ein richtiger Sansculotte sein muß."

„Aber, Ihr könnt Euch beruhigen, Brüder," sagte einer der Municipalbeamten. „Wir haben keine Tyrannenkarten, sondern von den richtigen neuen Karten der Republik. Seht da, statt des Königs ist hier ein Sansculotte, statt der Strickerin*) und statt des Valets haben wir hier einen

---

*) Die Hallenweiber und Hökerinnen hatten neben der Guillotine auf der Zuschauertribüne das Vorrecht, die ersten Bänke einzunehmen. Da saßen sie während der Hinrichtungen, mit langen Strickzeugen, an denen sie eifrig arbeiteten,

Schweizersoldaten, denn die Schweizersoldaten waren ja die Buben des alten Königthums." *)

„Nun gut, so spielen wir denn," rief Toulan fröhlich. Sie nahmen nun Alle um den Tisch Platz, während die Königin ruhig auf ihrem Platze blieb, und die Handarbeit aufnahm, mit welcher die Prinzessinnen vorher beschäftigt gewesen.

Nach einiger Zeit, da der Faden, mit welchem sie genäht hatte, zu Ende war, hob Marie Antoinette den Blick empor, und wandte ihn den Männern zu, welche ihre Pfeifen bei Seite gelegt hatten, und eifrig mit ihrem Kartenspiel beschäftigt waren. Die Miene der Königin war jetzt nicht mehr so ruhig und strenge als vorher, und als sie dann sprach, war ein leises Zittern in ihrer Stimme bemerkbar.

„Bürger Toulan," sagte sie, „ich bitte Euch,

---

während sie dem blutigen Schauspiel zusahen. Jedesmal, wenn ein Kopf fiel und in den unterhalb des Schaffots aufgestellten Korb hinunterfiel, machten die Weiber in ihrem Strickzeug ein Zeichen, und so waren denn ihre Strümpfe ein Kalender, in welchem sie die Zahl der Hingerichteten anmerkten. Man nannte von dieser Beschäftigung die Hallenweiber „die Strickerinnen".

*) Historisch. Siehe: Mémoires de la Marquise de Crequi. Vol. III.

mir den Seidenknäuel wieder zu geben. Ich habe keine Faden mehr, und dieses Kleid ist schadhaft, ich muß es ausbessern."

Toulan wandte sich mit einer unwilligen Geberde zu ihr um. „Sie stören mich, Madame, und ich verliere ohnedies in einem fort! Was sagten Sie?"

„Ich bat Sie, Bürger Toulan, mir den Seidenknäuel wieder zu geben, weil ich sonst nicht arbeiten kann."

„Ach, den Seidenknäuel, den mir die jungen Bürgerinnen Capet vorher geschenkt haben? Sie wollen mir also dies Angedenken an die hübschen Mädchen nicht lassen?"

„Ich muß dies Kleid ausbessern," erwiderte die Königin sanft.

„Nun, meinetwegen," brummte Toulan, indem er aufstand. „Wartet einen Augenblick, Brüder, ich will ihr nur den Knäuel wieder bringen!"

„Wozu deshalb aufstehen," sagte Simon. „Du kannst ihr den Knäuel ja von hier aus hinwerfen."

„Oder wie'n Kegel hinschieben," fügte Lepitre hinzu.

„Ja, das ist ein schöner Gedanke," rief Toulan. „Ich werde ein kleines Kegelspiel entriren. Ob ich

verstehe mich sehr wohl darauf, und kann sehr gut spielen. Gebt einmal Achtung! Ich will'n Hauptwurf thun, und meine Kugel soll zwischen den vier Füßen des Tisches mitten hindurch rollen und den Fuß der Königin treffen."

„Es giebt keine Königin!" sagte Lepitre heftig.

„Ich rede ja vom Kegelspiel, Bürger Lepitre, thu' mir den Gefallen, und sei kein Esel! Also paßt einmal auf, grade in der Mitte durch den Tisch muß sie hinrollen, und ich will meine Kugel werfen, ohne aufzustehen!"

„Na, das wollen wir einmal sehen," rief Simon.

„Ja, das wollen wir einmal sehen," bestätigten die Municipalbeamten, und Alle legten die Karten nieder.

Toulan zog jetzt aus seiner Brusttasche einen schwarzen Seidenknäuel hervor, und zählte: „Eins! Zwei! Drei!"

Dann warf er mit einem geschickten Griff dasselbe auf den Fußboden. Mit aufmerksamen Blicken und lachenden Mienen folgten Alle der seltsamen Kugel, die über den gewächseten Fußboden dahin rollte, und wirklich genau die von Toulan vorgeschriebene Bahn einhielt.

„Bravo! Bravo!" schrieen und lachten die

Bürger, als der schwarze Knäuel jetzt den Fuß der Königin berührte, die sich langsam niederbeugte, und ihn aufhob.

„Der Toulan ist ein Allerweltskerl,“ rief Simon, vergnügt auf den Tisch schlagend. „Aber ich weiß nicht, der Knäuel kam mir jetzt auf einmal viel größer vor, als vorher.“

„Kann sein,“ erwiderte Toulan emphatisch. „Es wächst und vergrößert sich Alles, was ein richtiger und wahrhaftiger Sansculotte an sein Herz nimmt!“

„Sehr gut gesagt,“ bemerkte Lepitre. „Aber hört mal, ich will Euch einen Vorschlag thun! Ich muß Euch nämlich sagen, daß es mir sehr schwer wird, ohne meine Pfeife Karten zu spielen.“

„Mir auch,“ seufzte Toulan.

„Uns Allen,“ sagten die andern beiden Beamten.

„Aber Wort müssen wir halten,“ rief Simon, „sonst denkt die Wölfin, wir Republikaner sind nicht besser, als wie die Aristokraten es waren!“

„Ja, Wort müssen wir halten,“ sagte Lepitre, „und darum wollte ich Euch den Vorschlag machen, daß wir hier hinaus gehen und uns auf dem Vorplatz etabliren. Wir können ja den Tisch dicht an die Thür draußen hinsetzen. Dann sind wir gewiß

sicher, daß Niemand hinausschlüpfen kann. Was meinst Du, Bruder Simon?"

„Ich sage, daß das ein sehr guter Vorschlag ist, und daß wir ihn sogleich ausführen wollen. Kommt Freunde, laßt uns den Tisch anfassen und hinaus tragen. Wenn die Hunde draußen lauern, kriecht der Dachs nicht aus dem Bau. Kommt, draußen ist es angenehmer zum Kartenspiel, und wir drängen uns nicht um die Ehre, die Wittwe Capet immer anzusehen. Wir sind zufrieden, wenn wir sie nicht sehen! Na, es wird ja hoffentlich auch ein Ende nehmen mit diesem unausstehlichen Dienst, und die Wittwe Capet wird bald dahin gehen, wohin ihr Ludwig Capet vorangegangen ist!"

„Oder," rief Toulan lachend, „oder sie muß sich in einen Adler verwandeln, und aus dem Fenster fliegen! Na, komm, Bruder, ich sehne mich nach meiner Pfeife! Laßt uns den Tisch auf den Vorplatz hinaustragen!

Simon riß die Thür auf, die hinaus führte, die Municipalbeamten hoben den Tisch auf, Toulan und Lepitre nahmen die hölzernen Schemel, um sie hinauszutragen. Einen raschen Blick warfen sie in das Zimmer der Königin, deren Augen ihnen zugewandt waren. Eine rasche Handbewegung

Lepitre's deutete auf die Bank unter dem Fenster, eine Bewegung von Toulan's Lippen sagte: „Morgen", dann wandten sich Beide ab, gingen mit ihren Schemeln hinaus auf den Vorplatz, und schlossen die Thüre.

Die Königin hielt den Athem an, und horchte. Sie hörte, wie man draußen die Stühle schob, den Tisch polternd gegen die Thür setzte, und wie Simon sagte: „So, jetzt haben wir ein hölzernes Riesenschloß vor die Thür gelegt. Jetzt laßt uns spielen und rauchen!"

Die Königin sprang auf. „Gott segne meinen Getreuen!" flüsterte sie, „ja, Gott segne ihn!"

Nun ging sie hastig in das Vorzimmer, hin nach der Bank unter dem Fenster, schob ihre Hand hinter dieselbe, nahm das Packet, welches Lepitre dahinter versteckt hatte, und mit einem scheuen, ängstlichen Blick nach der Außenthür schlüpfte sie wieder in ihr Zimmer zurück.

Hier entfaltete sie das Packet. Es bestand aus einem schmutzigen Knabenanzug, in welchen eine alte Perrücke, und ein alter Filzhut eingewickelt war.

Die Königin betrachtete das Alles mit staunender Aufmerksamkeit, dann, nachdem sie noch einen

langen, spähenden Blick durch das Gemach geworfen, eilte sie zu dem Divan hin, schlug den, vorher schon gelösten Ueberzug des Sitzes zurück, verbarg die Sachen unter demselben, und war dann bemüht, den Ueberzug wieder zu glätten.

Nun eilte sie nach der Thüre des Schlafgemaches, und wollte sie hastig öffnen. Aber auf einmal besann sie sich. Ihr Gesicht war zu erregt, ihre Stimme konnte sie verrathen. Die Tison lauerte sicherlich hinter der Glasthür, und ihr konnte das auffallen!

Marie Antoinette nahm wieder ihre gewöhnliche düstere Miene an, öffnete langsam die Thür, und trat still und ernst in das Schlafgemach. Ihre großen Augen, deren helles Leuchten längst von ihren Thränen ausgelöscht war, glitten langsam durch das Zimmer, verweilten einen Moment auf der Glasthür, sahen hinter derselben das lauernde Gesicht der Tison, und wandten sich dann den Prinzessinnen zu, die mit dem Dauphin auf dem kleinen Eckdivan saßen.

„Mama," rief der Dauphin, „sind die bösen Männer fort?"

„Nenne sie nicht so, mein Kind," erwiederte

Marie Antoinette sanft. „Diese Männer thun nur, was Andere ihnen befohlen haben.“

„Dann sind diese Andern böse, Maman,“ sagte der Knabe lebhaft. „Oh ja, sehr böse, denn sie machen meine liebe Mama Königin so viel weinen!“

„Ich weine nicht um sie, mein Kind. Ich weine, weil Dein Vater nicht mehr bei uns ist. Denke auch Du an Deinen Vater, mein Sohn, und vergiß es niemals, daß er uns befohlen hat, wir sollten seinen und unsern Feinden vergeben.“

„Und uns niemals an ihnen rächen,“ fügte der Knabe mit altklugem, ernstem Gesicht hinzu, indem er die Hände faltete. „Ja, ich habe es meinem lieben Papa geschworen, und ich werde Wort halten. Ich werde uns niemals an unsern Feinden rächen!“

„Meine Schwester,“ sagte die Königin nach einer Pause, „ich wollte Dich bitten, mir ein wenig bei der Arbeit zu helfen. Du verstehst das Ausbessern und ich will es von Dir lernen. Ich bitte Dich also, komm.“

„Und wir, Maman?“ fragte der Dauphin. „Dürfen wir hier bleiben? Therese hat versprochen, mir eine hübsche Geschichte zu erzählen, wenn ich

meine Rechenexempel richtig gerechnet hätte, und ich habe es gethan."

„So mag sie Dir jetzt die Geschichte erzählen. Wir wollen die Thüre offen lassen, damit wir Euch sehen können, denn Ihr wißt es wohl, meine Kinder, Ihr seid für Eure Tante und für mich der einzige Trost! Komm, meine Schwester!"

Sie wandte sich langsam um und gefolgt von Madame Elisabeth kehrte sie in das Wohnzimmer zurück.

„Mein Gott, was ist das?" fragte die Prinzessin verwundert, als sie das Vorzimmer leer sah. „Niemand hier, und die Thüre geschlossen?"

„Alles sein Werk, Elisabeth, Alles das Werk dieses edlen, getreuen Toulan. Eine ganze Komödie hat er gespielt, um die Leute hier fortzubringen, um sie schwören zu lassen, daß sie nicht mehr hier im Vorzimmer rauchen wollten! Oh, ich werde ihm niemals vergelten können, was er mit Aufopferung und Lebensgefahr für uns thut."

„Wir werden Morgens und Abends für ihn beten," sagte die fromme Prinzessin Elisabeth. „Aber sage mir jetzt, Schwester, hat Toulan unsern Knäuel behalten?"

„Ja, Schwester, und es ist ihm gelungen, mir

dafür einen anderen zu geben. Hier ist er! Wir wollen ihn diese Nacht, wenn unsere Wächter schlafen, abwickeln, und sehen, was er enthält. Aber hier sind noch andere wichtige Dinge, die wir sogleich untersuchen müssen. Hier, diesen angebrannten Fidibus, und diese Cigarre. Laß uns bedacht sein, daß uns Niemand überrascht."

Sie trat wieder auf die Schwelle des Schlafgemaches. „Hört Ihr mich, meine Kinder? Nickt nur mit dem Kopfe, wenn Ihr mich gehört habt! Gut! Wenn die Tison hier eintritt, so sprecht laut, und nennt sie bei Namen, damit wir es hören!"

„Und nun, Schwester," fuhr sie fort, wieder zu dem Tisch tretend, „nun laß sehen, was Toulan uns geschickt! Zuerst den Fidibus!"

Sie faltete das Papier, das an einer Seite schwarz gebrannt in zackigen Fetzen war, auseinander.

„Ein Brief von Herrn von Jarjayes," sagte sie, und dann mit leiser, hastiger Stimme las sie: „Ich habe den edlen Boten gesprochen, den Sie mir mit einem Briefe sandten. Er hat mir seinen Plan mitgetheilt, ich billige ihn vollkommen, und bin bereit, für Diejenigen, denen mein Leben, mein Gut

und Blut gehört, und die niemals an meiner Treue zweifeln dürfen, Alles zu unternehmen, was von mir gefordert wird. Der „Getreue“ wird morgen alles Nöthige bringen und besprechen. J.“ — „Und jetzt die Cigarre,“ sagte die Königin, indem sie dieselbe aus dem Korb nahm.

„Laß uns vorher das Papier zerreißen, Schwester,“ warnte die Prinzessin.

„Nein, nein, die Tison würde die Papierstücken finden und Verdacht schöpfen. Ich werde das Papier jetzt in meine Kleidertasche stecken und heute Abend, wenn wir Licht haben, verbrennen wir es. Rasch jetzt die Cigarre!“

„Eine Papiercigarre,“ sagte Elisabeth.

„Ja, und sie nur, auf dem äußern Papier steht: Vorsichtig aufrollen!“

Und mit äußerster Behutsamkeit rollte Marie Antoinette jetzt das dünne Deckblatt auf. Unter demselben war ein anderes, fein beschriebenes Blatt sichtbar, und die Königin entfaltete nun auch dies.

„Was ist es?“ fragte Elisabeth ungeduldig.

„Sieh,“ sagte Marie Antoinette mit einem blassen Lächeln, „da steht es geschrieben: „Plan zur Flucht der königlichen Familie. Auswendig zu ler-

nen und dann zu verbrennen.“ Oh, meine Schwester, glaubst Du denn, daß für uns eine Flucht noch möglich ist?“

In diesem Augenblick hörte man draußen den Schuster Simon mit brüllender Stimme singen:

Madame à sa tour monte
Ne sait quand descendra,
Madame Veto la dansera.

Die Königin schauderte und Madame Elisabeth faltete ihre Hände zu einem stillen Gebet.

„Du hörst es, meine Schwester,“ sagte die Königin, „der furchtbare Sansculotte giebt die Antwort auf die Frage einer Königin! Gleichviel, wir müssen, so lange noch ein Athemzug in uns ist, es versuchen, das Leben des Königs Ludwigs des Siebenzehnten zu erretten! Komm, meine Schwester, wir wollen diesen Plan zur Flucht, den der getreue Toulan entworfen hat, jetzt lesen!“

XXII.

Der Plan zur Flucht.

Marie Antoinette und Madame Elisabeth horchten noch einmal nach der Thüre hin, und da Simon eben einen neuen Vers von seinem Spottlied zu singen begann, rollten sie vorsichtig das Papier auseinander, und breiteten es auf dem Tische vor sich aus.

„Lies Du es mir vor, meine Schwester," sagte die Königin. „Meine Augen sind trübe, und schmerzen so sehr, und dann imprimiren sich mir auch die Worte besser, wenn ich sie höre, als wenn ich sie lese. Ich bitte Dich also, lies!"

Mit leiser flüsternder Stimme las die Prinzessin nun: „Plan zur Flucht. Die Königin und die Prinzessin Elisabeth müssen Männerkleider anlegen. Die nöthigen Kleidungsstücke sind jetzt

sämmtlich in ihrem Besitz, denn T. u. L. haben sie den Damen seit einigen Tagen schon zugesteckt, und sie sind in den Polstern und Matratzen verborgen worden. Ferner hat die Königin heute erhalten: einen schmutzigen, zerrissenen Knabenanzug, eine Perrücke, und ein paar beschmutzte Kinderschuhe. Diese Kleidungsstücke sind für den Dauphin und Madame Royal bestimmt, und wenn die Königin die Sachen betrachtet, so wird sie finden, daß dieselben genaue Copieen derjenigen Kleidungsstücke sind, in welchen die beiden Kinder erscheinen, welche den Laternenanzünder immer in den Thurm begleiten, und ihm beim Anzünden der Lampen behülflich sind. Dies sind die nöthigen Vorbereitungen, worauf der Fluchtplan basirt, und dieser selbst ist nun folgender: Morgen Abend um sechs Uhr werden die königlichen Kinder in dem kleinen Thürmchen neben dem Zimmer der Königin umgekleidet, und in die Kinder des Lampenanzünders umgewandelt. In diesem Kostüm verweilen sie in dem Thürmchen, wohin bekanntlich Tison und seine Frau niemals kommen, und die königlichen Kinder warten dort so lange, bis man ihnen das Zeichen giebt, und sie ruft. Toulan und Lepitre werden es so einrichten, daß sie morgen wieder die Wache im

Thurme haben. Um drei viertel auf Sieben Uhr Abends wird Toulan der Frau Tison und ihrem Manne, welche Beide leidenschaftliche Schnupfer sind, eine Prise Taback anbieten, und sie werden sie, wie immer, begierig nehmen. Sie werden nach dem Genuß der Prise, die ganz aus gefärbtem Opium besteht, in einen schweren Schlaf fallen, der zum Mindesten sieben Stunden dauert, und während dieser Stunden muß die Flucht sämmtlicher Mitglieder der königlichen Familie ausgeführt werden!"

„Halte einen Moment inne, meine Schwester," murmelte die Königin. „Mir schwirrt es vor den Augen, und mein Herz klopft so heftig und ungestüm, als ständen wir jetzt schon vor der Entscheidung und Ausführung des Planes. Es ist mir, als zeige sich mir plötzlich in der tiefen Schreckensnacht, welche uns umgiebt, der Schimmer eines Hoffnungsstrahles, und meine Augen sind wie geblendet davon. Oh, meine Schwester, hältst Du es denn wirklich für möglich, daß wir diesem Orte der Qual entfliehen könnten?"

„Entfliehen werden wir ihm sicherlich, meine theure Schwester," erwiderte Elisabeth sanft, „aber in Gottes Willen liegt es, ob auch unsere Körper, oder ob nur unsere Seelen ihm entfliehen können.

Gelingt die Flucht nicht, so werden sie uns tödten, und dann werden unsere befreieten Seelen zu Gott aufschweben. Oh meine edle Königin und Schwester, laß uns beten, daß Gott uns Muth und Standhaftigkeit verleihe, auf ihn zu hoffen, und seinem Willen uns zu fügen."

„Ja, meine Schwester, laß uns beten," seufzte die Königin, die Hände faltend, und ihr Haupt auf ihre Brust neigend. Dann nach einer Pause, in welcher man von außen her das brüllende Gelächter des Schusters Simon und seiner Genossen hörte, richtete die Königin sich wieder auf, und ihr Antlitz hatte jetzt wieder seinen gewohnten, ruhigen und ernsten Ausdruck angenommen.

„Ich bitte Dich, Elisabeth," sagte sie, „lies jetzt weiter. Laß uns die Fortsetzung des Planes hören."

Madame Elisabeth nahm das Papier wieder zur Hand, und las mit flüsternder Stimme weiter: „Sobald Tison und seine Frau in Schlaf gesunken sind, werden die Königin und Madame Elisabeth ihre Verkleidung anlegen. Sie werden über die Männerkleider die Mäntel werfen, welche Toulan gestern gebracht hat, und diese Mäntel werden über den Gang und Wuchs täuschen. Aber man muß

bemüht sein, unter den Mänteln die dreifarbigen Schärpen der Commissaire, welche Lepitre gestern nebst den Eintrittskarten der Commissaire gebracht hat, etwas hervorblicken zu lassen, damit sie für Jedermann sichtbar sind. So angekleidet gehen die beiden Damen vor der Schildwache vorüber, zeigen ihr im Vorübergehen, indem sie mit Lepitre sprechen, die Karte, verlassen den Temple und begeben sich mit Lepitre nach der Rue de la Conderie, in welcher Herr von Jarjayes die Damen erwartet, um sie weiter zu geleiten."

„Aber meine Kinder," murmelte die Königin, „begleiten meine Kinder uns nicht? Oh, man soll nicht denken, daß ich den Ort der Verdammniß verlasse, während meine geliebten Kinder noch in demselben zurückbleiben müssen. Was soll mit meinen Kindern geschehen, Elisabeth?"

„Wir werden das gleich erfahren, meine Schwester. Erlaube nur, daß ich weiter lese." Um sieben Uhr, sobald die Wachen abgelöst sind, wird ein als Lampenanzünder verkleideter Mann, ein Freund und Vertrauter Toulan's, mit der blechernen Oelbüchse in der Hand, an der Pforte des Temple erscheinen, laut klopfen, und von der Schildwache fordern, daß man ihm seine beiden Kinder, welche heute statt

seiner die Laternen besorgt hätten, heraus lassen möchte. Nun wird Toulan den Dauphin und Madame Royale in ihrer Verkleidung bringen, und indem er sie dem vermeintlichen Laternenanzünder übergiebt, wird er ihn lebhaft darüber schelten, daß er nicht selber die Laternen besorgt, sondern dies den beiden Kindern überlassen hat. — Dies ist der Plan, dessen Ausführung möglich und wahrscheinlich ist, wenn Alles genau befolgt wird. Man wird, bevor die Sache entdeckt wird, mindestens sieben Stunden Vorsprung haben, und die königliche Familie mit den vom Herrn von Jarjayes schon beschafften Pässen schon weit fort sein, bevor im Temple durch Tison ihre Flucht entdeckt wird. Die königliche Familie wir in einem sichern Hause, wohin Toulan sie führt, einfache bürgerliche Kleidung finden; ohne Aufsehen zu erregen, begleitet von Herrn von Jarjayes und Toulan, nach der Normandie gelangen, und in Dieppe liegt ein von einem englischen Freunde gemiethetes Packetboot bereit, auf dieses wird die königliche Familie sich begeben und je nach ihrem —“

„Guten Tag, Madame Tison“ rief in dem Nebengemach der Dauphin mit lauter Stimme. „Guten Tag, meine liebe Madame Tison!“

Madame Elisabeth verbarg eilig das Papier in ihrem Busen, und Marie Antoinette hatte kaum noch Zeit den Knäuel in ihrer Tasche zu verbergen, als die Tison auch schon auf der Schwelle der Thüre erschien, mit ihren scharfen Luchsaugen um sich schaute, und sie dann grüßend auf den beiden Frauen haften ließ.

Sie sah, daß Marie Antoinette nicht ihre gewohnte stolze Ruhe zeigte, und daß Elisabeth's bleiche Wangen ungewöhnlich geröthet waren.

„Es geht etwas vor, sie haben Etwas," sagte die Spionin zu sich selber. „Und was bedeutet es denn, daß die Commissaire heute nicht im Vorzimmer sind, und daß man die Weiber hier ganz unbeachtet ihre Kniffe und Pfiffe ausüben läßt?"

„Madame hat gelesen?" fragte die Tison, indem sie mit ihren Luchsaugen jeden einzelnen Gegenstand auf dem Tisch, vor welchem die Damen saßen, einer sorgfältigen Prüfung unterzog.

„Madame hat gelesen?" wiederholte sie noch einmal. „Ich hörte doch Papier knistern, und nun sehe ich doch kein Buch."

„Sie werden sich geirrt haben," erwiderte Madame Elisabeth, während die Königin ohne aufzublicken, mit ihrer Näherei sich beschäftigte. „Wir

haben beide nicht gelesen, sondern genäht. Wenn wir aber gelesen hätten, wäre das ein Unrecht? Hat man etwa ein Gesetz erlassen, welches uns das Lesen untersagt?"

„Nein," erwiderte die Tison, „nein, ich wundere mich nur, daß man mit Papier knistert, und nachher keins da ist! Aber gleichviel! Die Damen haben natürlich das Recht zu lesen, und damit ist es gut!"

Und die Tison entfernte sich wieder, indem sie wie ein spürender Jagdhund ihren Kopf zur Rechten und zur Linken wendete, und nach allen Seiten hin lauerte und lauschte.

„Ich muß doch einmal sehen, was wir heute für Commissaire haben," sagte die Tison zu sich selbst, indem sie durch die kleine Seitenpforte und über den Corridor dahin schlüpfte. „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn wieder Toulan und Lepitre dabei wären, denn jedesmal, wenn die Beiden — richtig," unterbrach sie sich selber, durch die Außenthür in das Vorzimmer hinein schauend, „richtig, sie sind es, Toulan und Lepitre! Ich muß doch einmal hören, was die Simon dazu sagt."

Sie schlüpfte eiligst jetzt die breite Treppe hinunter, und trat dann durch die stets geöffnete Thür

in die Portierloge ein. Madame Simon, eine der wüthendsten „Strickerinnen," war erst vor kurzem heimgekehrt von dem Guillotinen-Platz, und saß auf ihrem Binsenstuhl, emsig an dem langen Baumwollenstrumpf, den sie in der Hand hielt, zählend.

„Wie viele Köpfe heute, Bürgerin?" fragte die Tison.

Die Bürgerin Simon schüttelte langsam ihr gewichtiges, mit einer weißen Strichhaube geschmücktes Haupt. „Es ist kaum der Mühe werth," sagte sie in düsterm Unwillen. „Die Maschine arbeitet schlecht, und die Richter werden nachlässig. Nur fünf Karren heute, und auf jedem nur sieben Personen."

„Was?" schrie die Tison. „Also heute im Ganzen nur fünf und dreißig Köpfe?"

„Ja, nur fünf und dreißig Köpfe," wiederholte die Simon kopfschüttelnd, „Ich habe es eben in meinem Strumpf nachgesehen, es sind nicht mehr als fünf und dreißig umgekehrte Maschen darin, und jede umgekehrte Masche bedeutet einen Kopf. Und um solcher Kleinigkeit willen haben wir sechs Stunden in der Nässe und Kälte auf der Tribüne gesessen. Die Maschine arbeitet zu langsam, sage ich, viel zu langsam. Die Richter werden nach-

lässig und die Verurtheilung macht ihnen kein Vergnügen mehr."

„Man muß sie anfeuern," sagte die Tison mit einem grimmigen Blick. „Euer Mann muß einmal mit seinem Freunde, dem Bürger Marat sprechen, und ihm sagen, daß seine besten Freundinnen, die Strickerinnen, und vor allen Dingen die Bürgerin Simon, unzufrieden sind, und daß, wenn das so fortgeht, die Frauen in Wuth gerathen und alle Männer auf die Guillotine schleppen werden. Glaube mir, Bürgerin, das wird sie aufrütteln, denn sie haben Respect vor den Stickerinnen, und wenn sie den Teufel fürchten, so fürchten sie noch weit mehr seine stolze Großmutter, und jede von uns Damen der Halle und von uns Strickerinnen ist des Teufels Großmutter."

„Ja, sie haben Respekt vor uns, und sie sollen ihn haben," sagte Madame Simon, indem sie die blanken Stricknadeln wieder in Bewegung setzte, und langsam an dem Strumpf weiter strickte. „Ich werde selber mit dem Bürger Marat sprechen, und glaubt mir nur, ich werde ihm einheizen, und wir werden dann ein besseres Schauspiel haben, und mehr Karren auf dem Guillotinenplatz sehen. Man muß nur immer die Augen gut offen halten,

nnd die Verdächtigen und die Verbrecher denunciren."

„Ich habe meine Augen immer gut offen," rief die Tison mit einem rauhen Lachen, „und ich wittere die Verräther schon immer heraus, noch ehe sie etwas begangen haben. Da sind zum Beispiel die beiden Municipalbeamten Toulan und Lepitre. Trauest Du ihnen, Bürgerin?"

„Ich traue ihnen ganz und gar nicht, und ich habe ihnen auch niemals getrauet," erwiderte die Simon würdevoll, indem sie ihre Stricknadeln in heftigere Bewegung setzte. „Man muß in dieser Zeit Niemandem trauen, und am wenigsten Denen, welche so oft darnach drängen, die Wache bei der Oesterreicherin zu haben. Denn ein richtiger Republikaner verabscheut das Aristrokratenvolk viel zu sehr, als daß es ihm angenehm sein könnte, mit solchem Gesindel zusammen zu sein, und er vermeidet es so viel als er immer kann. Der Toulan aber drängt sich darnach. Warte einmal, Bürgerin, ich will Dir einmal sagen, wie oft Toulan und Lepitre in dem letzten Monat den Wachtdienst gehabt haben."

Sie zog ein kleines schmutziges Notizbuch aus dem Ridicule hervor, der an schwarzen Schnüren

an ihrem braunen behaarten Arme hing, und blätterte in demselben.

„Da, hier steht's," sagte sie. „Sieh nur, Bürgerin Tison. Wir haben heute den zwanzigsten Februar, und die beiden Männer haben schon acht Mal in diesem Monate den Wachtdienst gehabt. Das heißt aber: drei Mal so viel, als sie nöthig gehabt hätten: Jeder der Municipalbeamten, die für den Wachtdienst im Temple bestimmt sind, braucht nur jede Woche Einmal den Dienst zu haben, und diese beiden Verräther sind heute schon zum achten Mal hier. Und mein Mann ist so dumm, und so verblendet, daß er dem Schwätzer, dem Toulan glaubt, wenn der ihm sagt, daß er bloß sich zum Dienst dränge, um mit dem Bürger Simon zusammen zu sein. Aber ich, oh, ich lasse mich nicht beschwatzen! Und lasse mir keinen Sand in die Augen streuen, denn ich will die Augen offen halten, offen, sage ich Dir, Bürgerin!"

„Sie sitzen heute nicht drinnen, im Vorzimmer," flüsterte die Tison. „Sie haben sich draußen auf dem Vorplatz hingesetzt, und die Thüre zum Vorzimmer geschlossen, so daß die Oesterreicherin ganz allein und unbeobachtet gewesen ist diese Stunden her!"

„Allein!“ schrie die Strickerin, und ihre blanken Stricknadeln schlugen so heftig an einander, daß sie klirrten und wunderliche Töne von sich gaben. „Bürgerin, das hat mein Mann nicht verschuldet, dazu hat ihn der Toulan beschwatzt, und er muß einen Grund dazu haben, einen Grund! Und wär's auch nur der, daß er Mitleid mit ihr hat, so ist das genug, ist mehr als genug, um ihn zu verdächtigen, ihn anzuklagen! Er muß entfernt werden, sage ich! Es sollen keine Mitleidsgewürme sich in den Temple einschleichen, ich will ihn säubern, mit Menschenblut will ich ihn säubern!“

Sie sah so böse aus, ihre Augen blitzten so grausam kalt, und ein so boshaftes Lächeln spielte auf ihren blassen, schmalen Lippen, daß selbst die Bürgerin Tison davor erschrak, und daß es ihr war, als schliche eine kalte giftige Spinne ihr langsam über das Herz hin.

„Sie sitzen noch draußen, Bürgerin?“ fragte die Simon aufathmend nach einiger Zeit.

„Ja, Bürgerin, sie sitzen noch außen auf dem Vorplatz, und die Oesterreicherin ist noch immer allein, und unbeachtet mit ihrer Brut, und wird es wohl noch zwei Stunden bleiben, denn in zwei Stunden ist ja erst die Ablösung.“

„Das ist wahr, ja, das ist wahr," schimpfte die Strickerin, und ihre Nasenflügel flogen und dehnten sich wie die einer Hyäne, welche eine Beute wittert, und Blut riecht. „Sie werden noch zwei Stunden da oben sitzen, und Karten spielen, und dumme Lieder singen, und meinen Affen von einem Mann mit Schmeicheleien beirren, und ihn glauben machen, daß sie ihn lieben, grenzenlos lieben, und bloß um seinetwillen sich hier im Temple einschließen lassen, und — Oh, hätte ich sie hier, ich erwürgte sie mit diesen meinen Händen, ich machte aus jeder dieser Stricknadeln einen Dolch und stieße sie ihnen in's Herz hinein. Aber still, still," grollte sie aufathmend, „es muß Alles seinen ordnungsmäßigen Weg gehen. Ich bitte Dich, Bürgerin, willst Du meinen Platz hier auf eine halbe Stunde einnehmen, und statt meiner die Thür hüten? Ich habe einen wichtigen Gang zu thun, einen sehr wichtigen, und Du, Bürgerin, Du sollst während der Zeit meine Stelle hier einnehmen!"

„Es wird mir eine sehr große Ehre sein," sagte die Tison, „eine sehr große Ehre, die Vertreterin einer so bekannten und geachteten Bürgerin zu sein, von der Jedermann weiß, daß sie die beste

Patriotin ist, und die muthigste Strickerin, deren Wimper niemals zuckt, und die ruhig und ohne zu zittern ihre Maschen umschlägt, wenn die Köpfe von der Guillotine in den Korb fallen!"

„Wenn ich zitterte, und wenn meine Wimpern zuckten, so würde ich mich selbst mit diesen meinen Fäusten in's Gesicht schlagen," sagte die Simon mit ihrer harten, rauhen Stimme, während sie aufstand und den dünnen fadenscheinigen Mantel um die Schultern schlug. „Wenn ich nur einen Funken von Mitleid in meinem Herzen spürte, so würde ich so lange es mit Aristokratenblut überschwemmen, bis der Funken ausgelöscht wäre, und bis das geschehen, würde ich mich selber verabscheuen und hassen, denn ich wäre dann nicht bloß eine schlechte Patriotin, sondern auch eine schlechte Tochter meines unglücklichen Vaters. Die gottverfluchten Aristokraten haben nicht bloß unser Land und unser Volk unglücklich gemacht, und ich hasse sie nicht bloß darum, sondern sie haben mir auch meinen guten lieben Vater gemordet. Ja, gemordet, sage ich Dir, Bürgerin. Sie haben gesagt, er wäre ein Hochverräther. Und weißt Du, warum? Weil er von der Oesterreicherin, die damals noch unsere Königin war, mit lauter Stimme die

saubern Geschichten erzählt hatte, welche man sich damals nur noch leise in's Ohr flüsterte, weil er gesagt hatte, der König sei ein Lump und ein Waschlappen in den Händen der Oesterreicherin. Sie haben meinen guten, tapfern Vater erschossen für das, was er gesprochen, und was sie Hochverrath nannten, und was doch nur die unverhüllte Wahrheit war. Doch ich will mich nicht ereifern, ich will nur Gott danken, daß die Zeit vorüber ist, und ich will nur helfen, daß sie niemals wieder kommen kann! Und dazu gehört, daß wir wachsam sind, und aufpassen, damit kein Aristokrat und kein Royalist übrig bleibt, sondern, daß sie Alle guillotinirt werden, Alle! Bürgerin, setze Dich da auf meinen Stuhl, und nimm mein Strickzeug. Ach, wenn es zu Dir sprechen könnte, wie es zu mir spricht, und wenn es Dir erzählen könnte, was für Köpfe wir Beide haben fallen sehen, vornehme und schöne, junge und alte Köpfe, es würde Dir Spaß machen, Bürgerin, und Du würdest lachen müssen. Adieu jetzt! Halt gute Wacht jetzt! Ich kehre sehr bald zurück." —

Ja, sie kehrte sehr bald zurück, die würdige Bürgerin Simon, kehrte zurück mit triumphirender Miene und mit funkelnden Augen, wie die Katze

sie macht, wenn sie ein Mäuschen in ihren weichen Sammetpfoten hält, und ihm die giftigen Krallen in das zuckende Fleisch schlägt. Sie nahm ihr Strickzeug wieder auf und hieß die Bürgerin Tison wieder hinauf gehen auf ihren Posten.

„Und wenn Ihr könnt," sagte sie zum Abschied, „so quält die Oesterreicherin etwas, laßt es sie ein wenig entgelten, daß sie jetzt so viele Stunden unbewacht gewesen ist. Ihr werdet Euch dadurch einen Volkslohn verdienen, was ebenso viel ist als ein Gotteslohn. Aergere sie, Bürgerin, ärgere die stolze Oesterreicherin!"

„Es ist sehr schwer, das zu thun, Bürgerin," seufzte die Tison. „Ich versichere Dich, sehr schwer, denn die Oesterreicherin ist seit einiger Zeit sehr kalt und sehr gleichmäßig. Seit Ludwig Capet nicht mehr lebt, ist die Wittwe Capet sehr verändert, und sieht immer so kalt und gleichmüthig drein, als könnte sie nichts mehr ärgern. Man sollte wirklich meinen, es könne sie nichts mehr kränken oder aufregen."

„Was Ihr doch Alles für weichmüthige und schwache Geschöpfe seid," achselzuckte Simon. „Man sieht es wohl, daß man Euch mit Milch in Eurer Jugend getränkt hat. Mich aber, mich hat meine

Mutter mit Haß getränkt. Ich war kaum zehn Jahre alt, als sie den Vater erschossen, und kein Tag ist seitdem vergangen, ohne daß mir meine Mutter nicht gesagt hätte, wir müßten den Mord meines Vaters rächen an der ganzen königlichen Sippschaft. Ich mußt's ihr schwören, daß ich das thun wollte. Sie hat mir den Haß und Zorn gegen die Aristokraten zur täglichen Nahrung gegeben, es war das Fleisch zu meinem Gemüse, der Zucker in meinem Kaffee, die Butter auf meinem Brot. Ich habe davon gelebt und mich damit genährt. Seht mich an, was eine solche Speise des Hasses und des Rachedurstes aus mir gemacht hat. Seht mich an! Ich bin jetzt noch nicht vier und zwanzig Jahr alt, und ich sehe aus wie eine alte Frau; ich habe auch das Herz und die Erfahrungen einer alten Frau! Mich rührt nichts mehr, und das Einzige, was in meinem Herzen lebt und brennt, das ist die Rache. Glaube mir, Bürgerin, wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich würde wissen, wie ich die Oesterreicherin ärgern wollte, und mir sollte es schon gelingen, ihr Thränen auszupressen."

„Nun, und wie wolltest Du das wohl anfangen, Bürgerin? Wahrhaftig, ich möchte wohl wissen, wie Du die stolze Person zum Weinen bringen wolltest?"

„Hat sie nicht Kinder?" fragte die Simon mit einer grausamen Ruhe. „Ich würde die Kinder martern und ärgern, das sollte mir dieses Weib schon demüthig und weich machen. Oh, sie kann von Glück sagen, daß ich nicht an Deiner Stelle bin, und daß ihre Kinder nicht unter meiner Hand sind! Aber kommt's einmal, und kann ich meine Hand auf die Schultern der kleine Wölfe legen, dann werde ich sie so packen, daß sie gewiß schreien sollen, und daß die alte Wölfin um Gnade heulen und wimmern soll. Aber ich werde dann eben so wenig Gnade üben, wie sie's gethan haben, als meine arme Mutter mit mir um Gnade flehte für meinen armen lieben Vater! Geh' jetzt hinauf, Bürgerin, geh hinauf, und versuch's einmal! Quäle mir die Kinder, und Du sollst sehen, das macht die Oesterreicherin nachgiebig und weich."

„Sie hat gut reden," brummte die Bürgerin Tison vor sich hin, während sie die Wendeltreppe wieder hinauf schlüpfte. „Sie hat keine Kinder, aber ich hab' eine Tochter, eine liebe gute Tochter, und die ist nicht bei mir, die ist bei meiner Mutter in der Normandie, weil sie da jetzt besser aufgehoben ist, als hier. Es ist besser für das gute Kind, wenn sie die schlimmen Tage voll Blut und

Schmerz nicht mit uns erlebt. Aber ich muß immer an sie denken, und wenn eins von den beiden Kindern mich mit den großen Augen so ernsthaft ansieht, da muß ich immer an meine kleine Solange denken. Die hat grade solche große, unschuldige Augen, und das bewegt mir dann das Herz so, daß ich nicht böse sein kann mit den Kindern. Sie können ja auch im Grunde nichts dafür, die armen Kinder, daß sie so schlechte und miserable Aeltern haben, welche das Volk so maltraitirt und so elend und arm und unglücklich gemacht haben! Nein, sie können nichts dafür, ich kann die Kinder nicht maltraitiren, denn ich muß immer an meine liebe kleine Solenge denken! Der Oesterreicherin will ich zum Aerger thun, was ich kann. Aber den Kindern nicht, nein, den Kindern nicht!"

Unten hatte indeß die Bürgerin Simon ihren Platz auf dem Stuhl neben der offenen Thür in der Portierloge wieder eingenommen, und da saß sie mit unbeweglichem kalten Gesicht, und starrte mit den großen kohlschwarzen, funkelnden Augen in das Leere, während ihre Hände in geschäftiger Eile sich regten, und die blinkenden Stricknadeln immer klirrend gegen einander fuhren.

Da saß sie noch, als endlich ihr Mann mit den andern Municipalbeamten die Treppe herunter gepoltert kam, um das Thor des Temple zu öffnen, seinen Freunden über den innern Hof das Geleite zu geben, und die Municipalbeamten, welche zur Ablösung für die Nacht kamen, herein zu lassen.

Sie gingen mit freundlichem Gruß und munteren Scherzworten an der Strickerin vorüber, nur Toulan, der zuletzt die Treppe herunter kam, blieb stehen, und machte der stolzen Frau eine ehrerbietige Verbeugung, und redete sie an, fragte nach ihrem Wohlergehen und sagte ihr einige freundliche Schmeichelworte über ihren kühnen Muth und über ihre unerschütterliche Charakterstärke.

Die Bürgerin hörte ihn ruhig an, ließ ihn, ohne zu unterbrechen, seine Rede beenden, und hob dann nur langsam ihre großen Augen von ihrem Strickzeug zu ihm auf.

„Du bist ein Verräther," sagte sie mit kalter Ruhe. „Ja, Du bist ein Verräther, und Du wirst auch noch guillotinirt!"

Toulan erbleichte ein wenig, faßte sich aber sogleich wieder, verabschiedete sich mit einem Lächeln von der gestrengen Stickerin, und eilte den Beamten nach, welche schon an dem geöffneten Thor

seiner harrten, während die Municipalbeamten, welche für die Nacht den Dienst hatten, schon eingetreten waren.

Der Schuster Simon schloß hinter ihnen das Thor, sprach mit ihnen nur einige Worte, und begab sich dann in seine Loge zu seiner gestrengen Ehehälfte.

„Das war ein angenehmer Nachmittag," sagte er, „und es ist recht schade, daß er schon vorüber ist, denn ich habe mich sehr gut amüsirt. Wir haben Karten gespielt, gesungen, geraucht, und Toulan hat Witze gemacht, und Geschichten erzählt, daß es eine Lust war! Ich wundere mich immer nur, wo er die vielen hübschen Geschichten her nimmt, die er so prächtig zu erzählen weiß, daß man ihm Tag und Nacht zuhören könnte. Nun er fort ist, kommt es mir recht langweilig und still hier vor. Na, man muß sich damit trösten, daß ja morgen auch wieder ein Tag ist!"

„Was willst Du damit sagen?" fragte seine Frau strenge. „Was für ein Tag ist denn morgen?"

„Ein angenehmer Tag, meine liebe Heloise, denn der Bürger Toulan wird wieder die Wache haben. Ich hab' ihn so lange gebeten, bis er mir versprochen hat, mit dem Bürger Pelletan, der

morgen an der Reihe ist, zu tauschen. Der Pelletan ist krank, und es würd' ihm schwer werden, den ganzen Tag da droben zu sitzen, und er würd' recht mürrisch und langweilig sein. Darum ist mir's lieber, wenn der Toulan kommt mit seinen Witzen und seinen lustigen Geschichten, und darum habe ich ihn gebeten, dem Pelletan Ersatzmann zu sein. Er thut mir den Gefallen, er kommt morgen wieder!"

Die Bürgerin sagte kein Wort, aber sie brach in ein schrilles, spöttisches Lachen aus, uud bohrte ihre zornig funkelnden Augen förmlich in das rothe gedunsene Angesicht ihres Gatten.

„Warum lachst Du?" brummte er verdrießlich. „Man erschrickt sich ordentlich, wenn man Dich so lachen hört? Warum lachst Du?"

„Weil ich Dich bewundere, Jacques," sagte sie scharf. „Weil Du im Begriff bist, ein ausgemachter Esel und Dummkopf zu werden, der sich Sand in die Augen streuen und mit süßen Redensarten vollstopfen läßt."

„Höre," schrie Simon wüthend, „ich verbitte mir solche Grobheiten, und wenn Du —"

„Still," unterbrach sie ihn gebieterisch. „Ich werde Dir sogleich beweisen, daß ich die Wahrheit

gesagt habe, und daß Du im Begriff bist, ein Esel und ein Dummkopf zu werden, oder daß sie Dich wenigstens dazu machen wollten. Höre!"

Die Strickerin legte jetzt ihr Strickzeug bei Seite, und hatte mit ihrem würdigen Gatten eine lange, flüsternde Unterredung. Als sie beendet war, stand der Schuster Simon mit mürrischer Miene und finstern Blicken auf, und ging langsam, gesenkten Hauptes in der kleinen Kammer ein paar Mal auf und ab. Dann blieb er stehen, und drohte mit den geballten Fäusten nach oben hin. „Sie soll's mir entgelten," grollte er, „bei Gott im Himmel, sie soll's mir entgelten. Sie ist eine nichtswürdige Verführerin! Selbst im Gefängniß hört sie noch nicht auf zu coquettiren und Augen zu machen, und den Männern die Köpfe zu verdrehen! Es ist schändlich, ganz schändlich, und sie soll's mir büßen! Ich werd' schon Mittel finden, mich an ihr zu rächen!"

Diesen ganzen Abend verließ die Bürgerin Tison nicht einen Moment ihren Platz hinter dem Glasfenster, und bei jedem verstohlenen Blick, den die Königin nach der Thür hinwarf, begegnete sie immer den bösen, leuchtenden Augen der Tison, die

mit kecker beobachtender Ruhe immer auf sie gerichtet waren.

Endlich indessen war die Stunde der Erholung, des Zubettgehens gekommen, die Stunde der Nacht, welche jetzt in dem Leben der Königin den einzigen Lichtpunkt bildete. In der Nacht war sie wenigstens allein, und unbeobachtet! Seit dem Tode des Königs hatte man es überflüssig gefunden, die Municipalbeamten mit den lästigen Nachtwachen zu quälen, und man begnügte sich damit, sobald die Dunkelheit hereingebrochen, und die Lichter angezündet waren, die drei Thüren, welche zu den innern Gemächern führten, zu verschließen, und die Familie Capet unter sicherm Verwahrsam zu halten."

Mochte Marie Antoinette in der Nacht weinen und klagen, mit ihrer Schwägerin plaudern, oder ruhelos in ihrem Gemach auf- und abgehen, die Republik erlaubte es ihr, sie gönnte ihr während der Nacht mindestens einige Stunden der Freiheit und des Alleinseins!

Aber in dieser Nacht klagte und weinte Marie Antoinette nicht, in dieser Nacht waren ihre Gedanken nicht auf die traurige Vergangenheit gerichtet, sondern auf die Zukunft, aus der zum ersten

Male seit langer Zeit ein Sonnenstrahl der Hoffnung ihr entgegen leuchtete.

„Fliehen, frei werden," sagte sie, und der Schimmer eines Lächelns erhellte ihre Züge. „Glaubst Du es denn? Hältst Du es für möglich, Schwester!"

„Ich möchte es so gern glauben," flüsterte Elisabeth seufzend, „aber es ist etwas in meinem Herzen, das mich an Varennes erinnert, und ich bete nur zu Gott, daß er uns Kraft verleihen wolle, das Gute und das Schlimme zu ertragen! Wir müssen vor allen Dingen uns unsere Ruhe und Standhaftigkeit bewahren, und auf das Schlimme, wie auf das Gute gefaßt sein."

„Ja, Du hast Recht, das müssen wir," sagte Marie Antoinette sich zusammenraffend. „Wenn man so Furchtbares gelitten, ist es fast noch schwerer auf Gutes zu hoffen, als zu neuen Schrecknissen sich vorzubereiten. Ich will mich zwingen, ruhig zu sein! Ich will den Fluchtplan von Toulan noch einmal lesen, will ihn Wort für Wort meinem Gedächtniß imprimiren, damit ich das gefährliche Blatt alsdann verbrennen kann."

„Und ich will während der Zeit den Knäuel abwickeln, welchen Toulan uns gebracht hat, und

welcher sicherlich Wichtiges enthält," sagte die Prinzessin.

„Welch' ein großes edles Herz, welch' ein muthiger stolzer Charakter, unser Toulan," flüsterte die Königin. „Sein Muth ist unerschöpflich, seine Treue unbeugsam, und ganz ohne Eigennutz und Wunsch. Wie oft habe ich ihn gebeten, mir einen Wunsch zu sagen, den ich ihm befriedigen könnte, von mir eine Verschreibung anzunehmen auf eine größere Geldsumme und sich das Geld von Herrn von Jarjayes auszahlen zu lassen. Er ist unerschütterlich, er will nichts, er begehrt nichts! Ach Elisabeth, er ist der erste Freund von Allen, die mir genaht, welcher nichts für sich begehrt, keine Ansprüche macht, und zufrieden ist, wenn man ihm ein freundliches Wort, ein Andenken zur Belohnung gewährt! Als ich ihn gestern freundlich bat, mir zu sagen, womit ich ihn erfreuen könnte, da sagte er: Wenn Sie mich glücklich machen wollen, so betrachten Sie mich immer als Ihren ergebensten und treuesten Diener, und geben Sie mir einen Namen, den Sie Niemand anders als mir geben. Nennen Sie mich: Fidèle, und wenn Sie mir durchaus ein anderes Andenken geben wollen, als das, welches ewig in meinem Herzen lebt, so schen-

ken Sie mir als höchste Gnade die kleine goldene Bonbonnière mit englischem Salz, welche ich Sie an jenem grauenvollen Tage in der Logographenloge gebrauchen sah." — Ich gab ihm diese Dose sogleich, er kniete nieder, um sie zu empfangen, und als er dann meine Hand küßte, fielen seine heißen Thränen auf dieselbe nieder. — Ach, Elisabeth, Niemand von Denen, welchen ich in den Tagen unsers Glückes Brillanten schenkte, und Hunderttausende hingab, haben für mich einen so warmen Dank gehabt, wie Toulan, nein, wie Fidèle für das arme unbedeutende kleine Angedenken!"

„Gott ist gütig und groß," sagte die Prinzessin, welche, während die Königin sprach, sich emsig damit beschäftigt hatte, den Knäuel abzuwickeln. „Damit wir nicht den Glauben an die Menschheit und das Vertrauen auf die Menschheit verlieren sollten, sandte er uns in seiner Barmherzigkeit einen edlen hochherzigen Menschen, dessen Hingebung, Uneigennützigkeit und Treue uns einen Ersatz bieten soll für all die traurigen und herzzerreißenden Erfahrungen, welche wir gemacht haben. Und darum, um dieser Einen herrlichen Erfahrung willen, laß uns den Vielen verzeihen, an denen wir schlimme Erfahrungen gemacht haben. Denn es stehet in der

heiligen Schrift geschrieben, daß um eines Gerechten willen vielen Sündern soll verziehen werden! Und Toulan-Fidèle ist ein Gerechter!"

„Ja, er ist ein Gerechter! Segen über ihn!" murmelte die Königin. Dann nahm sie das Blatt zur Hand und begann leise den Inhalt zu überlesen, und wiederholte sich jeden Satz, prägte sich jedes dieser hoffnungsvollen, glückverheißenden Worte ein. Und während sie das that, belebte ihr armes zertretenes Herz sich allmälig zu festerer Zuversicht, und begann die Möglichkeit zu fassen, daß der Plan Toulans sich verwirklichen könne, daß wirklich eine Befreiung, eine Flucht möglich wäre.

Prinzessin Elisabeth hatte während der Zeit den Zwirn des Knäuels abgewickelt, und aus demselben kam jetzt ein kleines, in Papier gewickeltes Packet zum Vorschein.

„Nimm, meine theure Antoinette," sagte sie, es ihr darreichend, „es ist an dich adressirt."

Marie Antoinette nahm es und öffnete vorsichtig das Papier. Dann stieß sie einen leisen, mühsam unterdrückten Schrei aus, und auf ihre Kniee niedersinkend, drückte sie das Papier mit seinem Inhalt an ihre Lippen.

„Was ist es, meine Schwester?" fragte die

Prinzessin, zu ihr hineilend. „Was fordert der Toulan?"

Die Königin reichte der Prinzessin das Papier dar. „Lies," sagte sie, „lies, meine Schwester."

Elisabeth las: „Ew. Majestät wünschten die Reliquien zu besitzen, welche Sr. Majestät Ihnen hinterlassen. Es war der Trauring Sr. Majestät, sein kleines Petschaft, und das Haar, welches der König sich selber abgeschnitten. Diese drei Dinge lagen auf dem Kamin in dem verschlossenen ehemaligen Wohnzimmer des Königs. Der Rath des Temple hatte sie aus Clery's Händen genommen, dem der König sie übergeben, und hatte sie versiegelt. Es ist mir gelungen, in das Wohnzimmer einzudringen, ich habe das versiegelte Packet geöffnet, die heiligen Reliquien daraus entnommen, andere ähnliche Gegenstände hinein geschoben, dann die Siegel wieder aufgelegt. Hier sind die Reliquien, welche Eurer Majestät gehören, und ich schwöre bei Allem, was mir heilig und theuer ist, ich schwöre bei dem Haupte meiner Königin, daß das die echten wahren Gegenstände sind, welche der erhabene Märtyrer, der König Ludwig der Sechszehnte, in seinem Testamente seiner Gemahlin vermacht hat. Ich habe sie für die erhabene Erbin

gestohlen, und ich werde mich dieses Diebstahls dereinst vor dem Throne Gottes rühmen." *)

„Sieh, Elisabeth," sagte die Königin, die kleinen Sachen, wovon jede einzelne sorgfältig in Papier gewickelt war, enthüllend, „sieh, da ist sein Trauring. Da im Innern stehen die vier Buchstaben: M. A. A. A. 19. aprilis 1770. Der Tag unserer Vermählung! Damals ein Freudentag für Oesterreich, wie für Frankreich! Damals — still, ich will jetzt nicht daran denken! Laß mich weiter sehen! Hier ist das Petschaft! Der auf zwei Seiten geschliffene Carniol. Hier auf der einen Seite das französische Wappen, und hier, wenn man den Stein dreht, auf der einen Seite das Portrait unsers Sohnes, des Dauphins von Frankreich, mit dem Helm auf dem Haupt! Oh mein Sohn, mein armes liebes Kind, wird Dein geliebtes Haupt jemals einen andern Schmuck tragen, als die Märtyrerkröne, wird Gott es Dir vergönnen, den Helm der Kriegers zu tragen, und zu kämpfen für Dein Recht und Deinen Thron? Wie freute sich mein Gemahl, als ich zu seinem Namenstage ihm dieses Petschaft brachte, wie zärt-

*) Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. p. 284.

lich haben sich oft seine Blicke auf dieses Portrait seines Sohnes, seines Nachfolgers geheftet, und jetzt? Oh jetzt! Der König Ludwig der Sechszehnte ist schmachvoll ermordet, und derjenige, welcher jetzt König von Frankreich sein sollte, Ludwig der Siebenzehnte, ist nichts als ein armes gefangenes Kind! Ein König ohne Krone, ohne Hoffnung, ohne Zukunft!"

„Nein, nein, Antoinette," flüsterte Elisabeth, welche neben der Königin niedergeknieet war, und sie zärtlich umschlungen hielt. „Nein, Antoinette, sage nicht, daß Dein Sohn keine Hoffnung, keine Zukunft habe! Baue auf Gott! Hoffe, daß das Unternehmen, welches wir morgen ausführen wollen, zu glücklichem Gelingen führt, daß wir von hier entfliehen, daß wir frei werden, daß wir uns nach England retten können. Oh ja, hoffen wir, daß Toulan's schöner und kühner Plan gelingt, und dann kann es doch eines Tages geschehen, daß der zum Jüngling erwachsene Sohn meines theuren Bruders den Helm auf sein Haupt setzt, sich umgürtet mit dem Schwert, und sich den Thron seiner Väter wieder erobert, und als König Ludwig der Siebenzehnte von demselben Besitz nimmt. Darauf laß uns hoffen, Schwester!"

„Ja, darauf laß uns hoffen," murmelte die Königin, indem sie ihre Thränen trocknete. „Und hier endlich," fuhr sie fort, indem sie das dritte Papier öffnete, „hier ist die dritte Reliquie. Das Haar des Königs! Das Letzte, das Einzige, was uns geblieben ist von dem Märtyrerkönig, von dem unglücklichen Gatten der unglücklichen Gattin, von dem beklagenswerthen König des beklagenswerthesten Volkes! Oh mein König, sie haben Dein armes Haupt, welches dieses weiße Haar getragen, sie haben es auf das Schaffot gelegt, und das Fallbeil, das fürchterliche Fallbeil —"

Die Königin stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus, und sprang auf und hob ihre beiden Hände beschwörend zum Himmel auf, und ein Wort der Verwünschung, der Anklage schwebte schon auf ihren Lippen. Aber Prinzessin Elisabeth warf sich in ihre Arme, und drückte auf diese kalten zürnenden Lippen der Königin einen langen innigen Kuß.

„Um Gott, meine Schwester," flüsterte sie dann, „sprich leise. Wenn die Tison Deinen Schrei, Deine laute Stimme gehört hat, sind wir verloren. Still, mich dünkt, ich höre Schritte! Verbirg die Sachen! Laß uns in's Bett eilen! Oh um Gotteswillen rasch!"

Sie raffte die Papiere zusammen, und schob sie in ihren Busen, während Marie Antoinette, eilig die Reliquien zusammenraffend, mit denselben zu ihrem Lager hinstürzte und auf demselben niedersank.

„Sie kommt," flüsterte Elisabeth in ihr Bett schlüpfend. „Wir müssen uns schlafend stellen! Sie kommt!"

In der That, Prinzessin Elisabeth hatte Recht gehört! Die Glasthüre, welche aus dem Schlafgemach der Kinder auf den kleinen Corridor, und von dort in die Kammer der Frau Tison führte, die Glasthüre ward jetzt langsam und vorsichtig geöffnet, und die Tison trat, mit einer Lampe in der Hand, in das Schlafgemach der Kinder ein.

Horchend und spähend blieb sie neben der Thüre stehen. Nichts regte sich um sie her. Von den Betten der Kinder vernahm man nur die langgezogenen, ruhigen Athemzüge der still Schlafenden, und auch in dem offenen Nebengemach, in welchem die beiden Damen schliefen, regte sich nichts.

„Ich habe aber doch ganz deutlich gehört, daß hier ein Geräusch war," brummte die Tison. „Ich bin von einem lauten Schrei erwacht, und als ich

im Bette mich aufrichtete, habe ich laut sprechen gehört."

Sie schlich zu den Betten der Kinder hin, und leuchtete ihnen in das Gesicht. „Sie schlafen ganz fest," murmelte sie; „die haben nicht geschrieen und gesprochen, aber wir wollen einmal sehen, wie's da drinnen aussieht!"

Und langsam, mit der Lampe in der Hand, schlurfte die Tison aus dem Nebengemach herein. Die beiden Damen lagen unbeweglich auf ihren Betten, während sie jetzt, als Frau Tison die Schwelle überschritt, rasch ihre Augen schlossen, in ihren hochklopfenden Herzen zu Gott um Muth und Standhaftigkeit beteten.

Die Tison trat zuerst an das Bett der Prinzessin Elisabeth, und ließ ihre Lampe mit scharfem Glanz auf ihr Angesicht leuchten. Dieser Glanz schien die Prinzessin zu erwecken. „Was giebt es?" rief sie. „Was ist geschehen? Meine Schwester, was ist geschehen? Wo bist Du, Marie Antoinette?"

„Hier, hier bin ich, Elisabeth," rief die Königin, die sich, wie aus tiefem Schlafe auffahrend, aufrichtete. „Warum rufst Du mich, und wer ist denn hier?"

„Ich bin es," brummte die Tison verdrießlich. „Ist das gleich ein Lärmen und eine Wirthschaft! So geht es, wenn man ein böses Gewissen hat! Man erschrickt dann vor dem kleinsten Geräusch!"

„Wir haben kein böses Gewissen," sagte Elisa-sabeth sanft. „Aber Ihr wißt wohl, wenn man aus dem Schlaf geweckt wird, so erschrickt man leicht, und wir haben wohl Grund zu glauben, daß man uns weckt, um uns glückliche Nachrichten zu melden."

„Das will ich hoffen," rief die Tison mit einem höhnischen Lachen, „glückliche Nachrichten für Euch! Das hieße unglückliche und traurige Nachrichten für Frankreich, für das französische Volk. Nein, Gott sei Dank, ich habe Euch nicht geweckt, um Euch glückliche Nachrichten für Euch mitzutheilen!"

„Nun, Bürgerin," sagte die Königin sanft, „so sagt uns, weshalb Ihr uns überhaupt geweckt, und was Ihr uns mitzutheilen habt?"

„Gar nichts habe ich Euch mitzutheilen," grollte die Tison, „und Ihr werdet wohl am Besten wissen, ob ich Euch geweckt habe, oder ob Ihr nicht schon wachtet, und hier laut gesprochen und geschrieen habt. Still, es ist gar nicht nöthig, daß Ihr mir antwortet. Ich weiß doch, daß Ihr's mir ableug-

nen werdet! Ich sage Euch aber, meine Ohren sind offen, und meine Augen auch, und ich lasse mir nichts vormachen, und nichts einbilden. Ihr habt gesprochen und geschrieen, und wenn das noch einmal geschieht, so melde ich es dem Verwaltungsrath, und sie können wieder eine nächtliche Wache hier herein legen, damit wir Andern wenigstens in der Nacht Ruhe haben, und nicht immer wie die Hasen mit offenen Augen schlafen müssen!"

„Aber," sagte die Prinzessin sanft, „aber liebe Frau —"

„Still," unterbrach die Tison sie gebieterisch. „Ich bin nicht Ihre „liebe," und ich bin nicht Ihre Frau! Ich bin die Bürgerin Tison, und verbitte mir alle Vertraulichkeiten von Ihnen, denn Vertraulichkeiten von solchen Personen, wie Sie sind, können Einen leicht auf das Schaffot bringen! Still!"

Sie machte jetzt mit ihrem schleichenden, langsamen Schritt einen Rundgang durch das ganze Zimmer, leuchtete mit ihrer Lampe unter jedes Meuble und über den ganzen Fußboden hin, besichtigte alle Gegenstände, welche auf dem Tische lagen, und ging dann, noch einen letzten drohenden Blick auf die Lagerstätten der beiden Damen werfend,

langsam wieder hinaus, trat nochmals an die Betten der Kinder, und blieb vor ihnen stehen, mit seltsamen Blicken sie betrachtend.

„Wie ruhig sie schlafen," murmelte sie. „Liegen noch gerade so da, wie sie vorhin lagen; man sollte meinen, sie lächeln im Schlaf, — das bedeutet, daß sie mit Engeln spielen! Ich möchte wissen, wie die Engel hier in den alten abscheulichen Temple hineingekommen sind, und was die Strickerin Simon dazu sagen würde, wenn sie wüßte, daß Engel hier Nachts ohne ihre Erlaubniß herein schlüpfen. — Seht, seht," fuhr sie fort, „da lächelt der Knabe schon wieder, und breitet seine kleinen Hände aus, als wollte er die Engel fassen. Ach, ich möchte wohl wissen, ob meine liebe kleine Solange auch so gesund und fest schläft, wie diese Kinder hier, und ob sie auch im Schlafe lacht, und mit Engeln spielt! Ich möchte wohl wissen, ob sie auch zuweilen von ihren Eltern träumt, meine liebe kleine Solange, und ob sie wohl zuweilen im Traume ihre arme Mutter sieht, welche sie so sehr liebt, und sich so herzlich nach ihr sehnt, daß —"

Sie konnte nicht weiter sprechen, unter Thränen erlosch ihre Stimme, und sie eilte hinaus, um in

den Kissen ihres Bettes ihre Thränen und ihre sehnsüchtigen Klagen zu ersticken. *)

Die Frauen horchten in tiefem Schweigen noch eine Zeit lang, dann, als wieder Alles still geworden, erhoben sie sich leise, und begannen geräuschlos, kaum wagend in leisestem Geflüster zu einander zu reden, ihre letzten Vorbereitungen zu der morgenden Flucht zu machen. Sie holten aus den Verstecken und Winkeln die verschiedenen Gewänder und Kleidungsstücke hervor, und stellten ihre Anzüge zusammen, und versuchten dann, sie anzulegen! Ein schauerliches, qualvolles Bild, wie der Maler der Hölle, wie Breughel es nicht entsetzlicher und fürchterlicher erfinden konnte. Eine Königin, und eine Prinzessin, zwei zarte, bleiche, abgehärmte Frauen,

---

*) Die Frau Tison, die grausame Kerkermeisterin der Königin, verfiel bald darauf in Wahnsinn aus Sehnsucht nach ihrer Tochter, aus Gewissensbissen über ihr Benehmen gegen die Königin. Ihr Wahnsinn begann damit, daß sie vor Marie Antoinette auf die Kniee niederfiel und sie um Vergebung bat für ihre Quälereien, und unter Thränenströmen sich selber anklagte als Diejenige, welche Schuld sein würde an dem Tode der Königin. Dann verfiel sie in so fürchterliche Zuckungen, daß kaum vier Männer im Stande waren sie zu halten. Man brachte die Tison in das Hôtel Dieu und dort starb sie nach zwei Tagen unter den furchtbarsten Qualen, laut sich selbst anklagend. Siehe: Goncourt p. 280.

inmitten der Nacht damit beschäftigt, sich wie zu einer Maskerade zu kleiden, sich wie zu einem boshaften, herzzerreißenden Spott in die Beamten dieser Gewalt umzuwandeln, welche den König auf das Schaffot geführt hatte und die königliche Familie mit erbarmungsloser eiserner Hand im Gefängniß festhielt.

Da standen sie, eine Königin und eine Prinzessin, in den abgeschabten, groben Gewändern republikanischer Municipalbeamten, die dreifarbigen Schärpen der einigen, untheilbaren Republik um den Leib geschlungen, das Haupt bedeckt mit dem dreieckigen Federhut, an welchem die dreifarbige Kokarde glänzte. Standen und schaueten einander an mit trauriger Miene, und schweren Seufzern. Ach, welch ein helles, freudiges Lachen würde in den Tagen ihres Glückes von den purpurrothen Lippen der Königin geklungen haben, wenn sie zu irgend einem Maskenscherz, zu irgend einem der übermüthigen Feste in Trianon unter solcher Verkleidung ihre edle Frauenschönheit und ihre Majestät hätte verbergen wollen. Welch ein reizender Spaß wäre das damals gewesen, und wie würden ihre Freunde und Höflinge gelacht, wie würden sie die Königin bewundert haben in ihrem originellen Costüm, von dem sie wohl ge-

meint hätten, daß es dem Reiche der Träume, der Phantasieen angehörte! Eine dreifarbige Kokarde! Phantasie! Eine dreifarbige Schärpe! Lustiger Traum! Die Lilien herrschen über Frankreich, und werden ewig herrschen!

Kein Lachen erschallte in dem öden, von düsterer Nachtlampe spärlich erhellten Raum, in welchem die Königin und die Prinzessin von Frankreich ihre seltsame, ihre fürchterliche Verkleidung anlegten! Kein Maskenscherz war's, sondern eine furchtbare, entsetzliche Wirklichkeit, und wie sie jetzt Beide in diesem Kostüm der Revolutionsmänner einander anschaueten, da stürzten die Thränen in hellen Bächen aus den Augen der Königin, und die Prinzessin faltete die Hände, und betete, und konnte doch auch der Thränen nicht wehren, die langsam über ihre Wangen niederrieselten.

Die Lilien von Frankreich sind verwelkt, ausgerissen! Von dem Schlosse der Tuilerien weht die Tricolore der Republik, und in dem Palaste der einstigen Tempelherren ist ein bleiches, vergrämtes Weib mit ergrautem Haar und roth geränderten Augen, mit gebrochenem Herzen und gebeugter Gestalt! Dieser bleiche, trübe Schatten der Vergangenheit, das ist Marie Antoinette, einst die Königin von

Frankreich, die gepriesene Schönheit, die Erste eines großen Reiches, — jetzt die Wittwe eines Hingerichteten, sie selber vielleicht schon mit einem Fuß —

Nein, nein! Sie wird gerettet werden! Gott hat ihnen den Retter, den Freund gesandt, und dieser Freund, dieser Diener, dieser Helfer in der Noth, hat Alles vorbereitet zu ihrer Flucht!

XXIII.

Die Trennung.

Träge und dumpf schlichen die Stunden des nächstfolgenden Tages dahin. Wo war Toulan? Warum kam er nicht? Die Königin erwartete ihn den ganzen langen, fürchterlichen Tag in fieberhafter Angst und Erwartung. Sie horchte auf jedes Geräusch, auf jeden sich nahenden Schritt, auf jede Stimme, die im Corridor ertönte. Um Mittag hatte Toulan kommen wollen, um den Wachdienst zu übernehmen. Um sechs Uhr, wenn die Zeit des Lampenanzünders gekommen war, hatten die Verkleidungen angelegt werden sollen. Um sieben Uhr sollte die so klug, so geschickt vorbereitete Flucht ausgeführt werden.

Aber die Glocke auf dem Thurm des Temple hatte schon die vierte Stunde angeschlagen. Toulan

kam noch immer nicht, und die Commissaire des vergangenen Tages waren noch nicht abgelöst. Sie hatten sich nür um die Mittagszeit auf einige Stunden entfernt, und während der Zeit hatten Simon und Tison den Wachdienst übernommen, und hatten mit höhnischen und spöttischen Mienen die Königin gemartert und gequält. Sie war vor den Blicken, den Worten dieser Männer aus ihrem Wohnzimmer geflüchtet in das Zimmer ihrer Kinder, welchen die Prinzessin in ihrer frommen Ruhe und in ihrer unerschütterlichen Sanftmuth ihre Lectionen ertheilte. Sie wollte gegen die marternde Angst, welche sie quälte, wie gegen den Hohn ihrer Kerkermeister Schutz und Sicherung finden in dem Zimmer ihrer Kinder. Aber da war die Bürgerin Tison, welche neben der offenen Glasthür stand, und mit boshaftem Grinsen sie anstarrte, und mit unerschütterlicher Ruhe strickte an dem langen Strumpf, strickte, strickte, daß die Nadeln klirrten!

Und die Königin durfte sich nicht einmal beschweren! Man würde dann Verdacht geschöpft, man würde vielleicht eine Untersuchung angestellt haben! Sie mußte diese Marter schweigend ertragen, sie mußte gleichmüthig, ruhig erscheinen, mußte auf die harmlosen Fragen des Dauphins freundliche

Antwort geben, und sogar ein Lächeln auf ihre Lippen zwingen können, als das Kind, mit dem Instinkt der Liebe ihre tiefe Erregung in ihren Mienen lesend, es versuchte, mit fröhlichem Scherzwort sie zu erheitern.

Es schlug fünf Uhr vom Thurm, und Toulan kam noch immer nicht! Nun schlich es wie mit kalten Spinnebeinen über ihr Herz hin, und an der Trostlosigkeit, an dem Entsetzen, welches ihr Herz jetzt erfaßte, erkannte Marie Antoinette erst, wie viel Lebensmuth noch in ihr war, wie sehr sie noch auf die Möglichkeit der Rettung gehofft hatte.

Noch eine einzige, eine letzte Stunde der Hoffnung! Wenn es sechs Uhr schlägt, dann ist alle Hoffnung verloren! Dann haben sich die Thüren ihres Kerkers für immer geschlossen, und sie werden sich nur wieder öffnen, um Marie Antoinette den Weg zur Guillotine frei zu lassen!

Die Tison hatte sich entfernt, und ihr spöttisches kaltes Gesicht war nicht mehr hinter den Glasfenstern sichtbar. Auch die Commissaire im Vorzimmer waren jetzt aus dem Vorzimmer verschwunden, und hatten die Thüre desselben hinter sich geschlossen. Die Königin war also jetzt mindestens sicher, nicht belauscht, nicht beobachtet zu

werden! Sie konnte doch in ihrem Wohnzimmer auf ihre Kniee niedersinken, sie konnte ihre Hände zu Gott empor ringen und in wortlosen Gebeten zu ihm flehen, um Erbarmung und Rettung. Sie konnte ihre Kinder zu sich rufen, und sie an ihr Herz drücken, und ihnen zuflüstern, daß sie gefaßt sein sollten auf eine seltsame Scene, daß sie sich nicht wundern sollten, wenn man ihnen andere Kleider anlegte.

„Mama," fragte der Dauphin mit flüsternder Stimme, „Mama, fahren wir noch einmal nach Varennes?"

Die Königin erschrak in innerster Seele vor dieser Frage, und barg ihr schmerzzuckendes Antlitz an dem treuen Busen der Prinzessin.

„Oh, meine Schwester, ich ersticke vor Angst," murmelte sie. „Ich ahne, daß diese Stunde über unser Aller Leben entscheidet, und es ist mir, als fühlte ich schon, wie der Tod seine kalte Hand nach mir ausstreckt. Wir sind verloren, und mein Sohn, mein unglücklicher Sohn, wird niemals eine andere, als die Märtyrerkrone tragen, und —"

Die Königin verstummte, denn eben begann die Thurmuhr mit langsamer, ruhiger Feierlichkeit die sechste Stunde zu schlagen! Die Stunde der Ent-

scheidung! Jetzt mußte der Lampenanzünder kommen! Wenn es Toulan war, dann konnte sie noch gerettet werden. Irgend ein nicht vorhergesehener Zufall konnte ihn verhindert haben früher zu kommen, er konnte von dem bestochenen Lampenanzünder den Anzug geborgt haben, um zu ihnen zu kommen. Noch war Hoffnung, ein letzter, blasser Schimmer von Hoffnung!

Jetzt Schritte außen auf dem Corridor! Stimmen, welche hörbar werden!

Die Königin, athemlos, die beiden Hände auf ihr Herz gelegt, welches bald still steht, bald in rasender Schnelle klopft, die Königin horcht mit weit geöffneten Augen nach der Thüre des Vorzimmers hin. Prinzessin Elisabeth nähert sich ihr, und legt sanft ihre Hand auf Antoinettens Schultern. Die beiden Kinder, geängstigt von einem Schrecknis, das sie nicht kennen und begreifen, schmiegen sich an die Hand, an die Gestalt ihrer Mutter, und horchen gleich ihr nach der Thüre hin.

Die Schritte kommen näher, die Stimmen werden lauter. Die Thüre des Vorzimmers wird geöffnet, und — da ist er, der Lampenanzünder! Aber nicht Toulan, nein, nicht Toulan! Es ist der

gewöhnliche Lampenanzünder und die beiden Kinder sind heute, wie alle Tage bei ihm!

Ein dumpfes Aechzen drang von den Lippen der Königin, und mit einer krampfhaften Bewegung ihre Arme um den Dauphin schlingend, murmelte sie: „Mein Sohn! Oh mein lieber Sohn! Möge Gott mein Leben hinnehmen, wenn er nur das Deine erhält!"

Wo war Toulan? Wo war er geblieben diesen ganzen fürchterlichen Tag? Wo war Fidèle, der Tapfere, der Unermüdliche?

Als er am Morgen dieses zur Flucht bestimmten Tages seine Wohnung verließ, hatte er Abschied genommen von seiner Marguerite. Jetzt erst, in der Stunde des Scheidens hatte er ihr gesagt, daß er zu einem großen, einem erhabenen Unternehmen ausgehe, daß es gelte, die Königin und ihre Kinder zu befreien, oder für sie zu sterben. Sein treues, tapferes, junges Weib hatte ihre Thränen, ihre Seufzer unterdrückt, um ihm zu seinem großen Unternehmen den Segen ihrer Liebe zu geben, um ihm zu sagen, daß sie für ihn beten, daß sie ihn erwarten werde, und daß, wenn er nicht heimkehre, wenn er stürbe im Dienste der Königin, auch sie

dann sterben würde, um mit ihm dort oben wieder vereinigt zu werden.

Toulan küßte tief gerührt die großen strahlenden Augen seiner Marguerite und dankte ihr für ihre edelmüthige Resignation, und sagte ihr, daß er sie nie zärtlicher geliebt habe als in dieser Stunde, da er sie verlasse, und vielleicht in den Tod gehe für eine andere Frau.

„In dieser Stunde des Scheidens," sagte er tief bewegt, „will ich Dir das Liebste und Heiligste geben, was ich besitze. Nimm hier diese kleine goldene Dose. Die Königin hat sie mir gegeben, und auf dem Papierstreifen, welcher in der Dose liegt, hat Marie Antoinette mit eigener Hand geschrieben: „Andenken für Fidèle". Fidèle, das bin ich, das ist der Ehrentitel, mit welchem meine Königin mich belohnt hat für das Wenige, welches ich bis jetzt für sie thun konnte. Und die goldene Dose hinterlasse ich Dir als dasjenige, was mir nach Deiner Liebe am Heiligsten und Kostbarsten ist auf Erden! Wenn ich sterbe, so bewahre sie wohl auf für unsern Sohn, dem Du sie am Tage seiner Volljährigkeit übergeben sollst. Sage ihm an dem Tage, daß ich ihm dies heilige Vermächtniß sende, in der Hoffnung, daß er sich desselben würdig machen

und leben und sterben werde als ein tapferer Sohn seines Vaterlandes, als ein treuer Unterthan und Diener seines Königs, welcher, so Gott will, der Sohn der Königin Marie Antoinette sein wird. — Erzähle ihm dann von seinem Vater, und sage ihm, daß er Dich und sein Kind grenzenlos geliebt hat, daß er aber sein Leben dem Dienste seiner Königin zugeschworen hatte, daß er es ihr hingeben mußte, getreu seinem Schwur, und daß er es willig und freudig gethan! Ich habe Dir von allen diesen Dingen bisher nichts gesagt, meine theure Marguerite, nicht, weil ich kein Vertrauen zu Deiner Verschwiegenheit gehegt hätte, sondern weil ich Deine edle und reine Seele nicht beängstigen, weil ich Dich bewahren wollte vor der fortgesetzten Marter der Erwartung, und weil ein Geheimniß nur dann sicher ist, wenn nur Einer es weiß! Auch jetzt sage ich Dir nur: ich gehe fort, um zu versuchen, die Königin zu erretten. Wenn es gelingt, so komme ich heute Abend um zehn Uhr einen Augenblick zu Dir. Wenn ich ausbleibe, wenn Du die ganze Nacht keine Nachrichten von mir erhältst, dann —"

„Nun dann?" fragte Marguerite, ihn mit ihren beiden Armen umschlingend und mit trostloser Angst zu ihm aufschauend. „Sage, was dann?"

„Dann bin ich gestorben," sagte er leise, „und unser Sohn ist eine Waise! Weine nicht, Marguerite! Sei stark und muthig, zeige den Nachbarn, den Freunden, den Spionen ein heiteres Gesicht. Aber beobachte Alles! Horche auf Alles! Halte die Außenthür unserer Wohnung immer offen, damit ich zu jeder Zeit hineinschlüpfen kann. Halte auch die kleine, geheime Tapetenthür in meinem Zimmer immer offen, und trage Sorge, daß auch die geheime Treppe und der Gang in den Keller hinab immer frei ist, damit ich hinausschlüpfen kann, wenn's Noth thut! Sei in jeder Minute bereit mich zu empfangen, zu verbergen, oder, wer weiß, vielleicht gar Andern ein Asyl zu bereiten!"

„Ich werde Dich erwarten Tag und Nacht," flüsterte sie, „ich werde Dich erwarten, so lange ich lebe!"

„Und nun, Marguerite," sagte er, sie innig an sich drückend, „nun den letzten Kuß. Laß mich Deine Augen küssen, die lieben, schönen Augen, die immer für mich einen Blick der Liebe, einen Strahl der Ermuthigung gehabt haben! Leb' wohl, mein theures Weib, und Gott segne Dich für Deine Lieb' und Treue!"

„Geh' noch nicht, mein Geliebter! Komm' noch

einmal zu der Wiege unsers Knaben, küsse ihn zum Abschied!"

„Nein, Marguerite, das würde mich weich machen, mich verwirren, und ich muß heute stark sein, und besonnen! Lebe wohl, ich gehe in den Temple!"

Und ohne Marguerite noch einmal anzuschauen, eilte Toulan von dannen, hinaus auf die Straße, und schlug den Weg nach dem Temple ein. Aber eben, als er um die nächste Straßenecke bog, kam ihm Lepitre mit bleichem Gesicht und verstörten Mienen hastig entgegen.

„Gott sei Dank," sagte er keuchend, „Gott sei Dank, daß ich Dich noch finde. Ich wollte zu Dir eilen. Wir müssen fliehen, gleich auf der Stelle. Es ist Alles entdeckt! Schleunige Flucht allein kann uns retten!"

„Was ist entdeckt?" fragte Toulan. „Sprich, Lepitre, was ist entdeckt?"

„Um Gotteswillen, laß uns hier nicht auf der Straße stehen," murmelte Lepitre. „Sie haben sicher schon die Häscher ausgeschickt, uns zu verhaften! Laß uns in dieses Haus hier eintreten, es hat einen Durchgang nach der andern Straße. Nun höre! Wir sind denuncirt. Die Simon hat uns dem

Wohlfahrtsausschuß als verdächtig denuncirt. Die Tison hat gesagt, daß die Wittwe und die Schwester Capets uns Beide gewonnen hätten, und daß sie durch uns von Allem unterrichtet würden, was geschähe. Der Tapetenfabrikant Arnault hat so eben im Gemeinderath uns Beide von der Tribüne aus angeklagt und gesagt: Die Bürgerin Simon habe ihm gemeldet, daß wir Beide mit den Gefangenen des Temple Gespräche in leiser Rede führten, und damit Marie Antoinette in Freudigkeit versetzten.*) — Darauf hat der Gemeinderath unsere Namen von der Liste der Municipalbeamten für den Wachtdienst des Temple gestrichen, und auch von dem neuen Gemeinde-Comité, das heute gebildet wird, sind wir ausgeschlossen."

„Und das ist Alles?" fragte Toulan ruhig. „Das sind die einzigen schlimmen Nachrichten, welche Du hast? Die projectirte Flucht der königlichen Familie ist also nicht entdeckt? Man weiß nichts Positives gegen uns? Es liegt nichts weiter gegen uns vor, als die albernen, auf Thatsachen nicht begründeten Denunciationen zweier alter Weiber?"

---

*) Wörtlich. Siehe: Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. p. 290.

„Um Gotteswillen, was das für verwegene Worte sind," seufzte Lepitre. „Wir sind verdächtigt, man hat uns aus der Gemeindeliste gestrichen. Ist das nicht schon eine Anklage? Und werden Diejenigen, welche man verdächtigt und anklagt, nicht immer verurtheilt? Lächle nicht, Toulan, schüttle nicht den Kopf. Glaube mir, wir sind verloren, wenn wir nicht entfliehen, nicht auf der Stelle Paris verlassen, und uns irgendwo verbergen. Ich bin fest entschlossen dazu, und in einer Stunde schon werde ich abgereist sein, und als Sansculotte gekleidet von dannen gehen. Folge meinem Beispiel, mein Freund, wage nicht tollkühn Dein Leben, Deine Sicherheit! Folge mir!"

„Nein," sagte Toulan, „ich bleibe. Ich habe mein Leben dem Dienste der Königin geschworen und ich muß meinen Schwur erfüllen, so lange noch ein Athemzug in mir ist. Ich darf nicht von hier fortgehen, so lange für mich noch eine Möglichkeit vorhanden ist, ihr zu nützen. Wenn heute die Flucht unmöglich ist, so kann ein anderer Tag der Flucht günstig sein, und diesen Tag muß ich erwarten, und für ihn mich bereit halten!"

„Aber sie werden Dich gefangen nehmen, sage ich Dir," wimmerte Lepitre. „Du wirst dann

der Königin nichts genützt, und Dir nur geschadet haben."

„Ah bah, sie werden mich nicht sogleich gefangen nehmen," sagte Toulan sorglos. „Dem Kühnen ist Fortuna hold, und ich will ihr beweisen, daß ich kühn bin. Geh', mein Freund, rette Dich, verbirg' Dich, und möge Dir Gott ein langes Leben und ein zufriedenes Herz schenken! Lebe wohl, und sei vorsichtig, damit sie Dich nicht attrappiren."

„Du bist mir böse, Toulan?" fragte Lepitre. „Du hältst mich für feig. Ich aber sage Dir, Du bist tollkühn und Deine Verwegenheit wird Dich in's Verderben stürzen."

„Ich bin Dir nicht böse, Lepitre, und Du sollst es mir auch nicht sein. Es muß ein Jeder handeln, wie er kann und wie's ihm sein Kopf und sein Herz eingiebt. Der Eine ist darum nicht besser, und der Andere nicht schlechter. Lebe wohl, mein Freund. Sorge für Deine Sicherheit, denn es ist gut, daß noch Getreue als Reserve übrig bleiben für den Dienst der Königin, und ich weiß, daß Du ihr dienen wirst, wenn sie Deiner bedürfen könnte."

„Gieb mir noch einmal die Hand zum Abschied, Freund. Und wenn Du endlich erkennen wirst, daß

Du fliehen mußt, so komme nach der Normandie, im Dorfe Lerou bei Dieppe findest Du mich, und mein alter Vater wird Dich aufnehmen, als wärst Du mein Bruder."

„Danke Freund, danke. Noch einen letzten Handschlag! So! Nun Du dort hinaus und ich hier!"

Toulan ging wieder hinaus auf die Straße, schritt mit heiterem Antlitz dahin und begab sich geradezu in das Rathhaus und in die Sitzung des Gemeinderathes.

„Bürger und Brüder," rief er mit kecker Stimme, „man hat mir soeben gesagt, daß man mich verdächtigt und denuncirt hat. Freunde haben mich gewarnt und mich zur Flucht bereden wollen. Aber ich bin nicht feig, ich habe kein schlechtes Gewissen, und darum fliehe ich nicht, und darum komme ich hierher und frage Euch selber: ist das wahr? Könnt Ihr mich wirklich für einen schlechten Patrioten, für einen Verräther halten?"

„Ja," erwiederte der Vorsitzende Hobart mit harter, rauher Stimme, „Du bist verdächtigt, und wir mißtrauen Dir. Diese schändliche Verführerin, die Wölfin Marie Antoinette hat ihre luchsartigen Blicke auf Dich geheftet, um Dich zu verführen,

und es würde ihr ohne Zweifel gelingen, wenn Du noch öfters mit ihr zusammen kämest. Deshalb haben wir Dich ein für alle Mal von der Liste der Municipalbeamten für den Wachtdienst im Temple gestrichen, und Du wirst nicht mehr in Versuchung von der Oesterreicherin geführt werden. Außerdem aber, da heute schon die zweite Denunciation gegen Dich eingegangen ist, und da man behauptet, Du seiest mit verdächtigen Leuten, mit verkappten Aristokraten in Verbindung, haben wir es der allgemeinen Sicherheit willen für nöthig gehalten, einen Verhaftsbefehl gegen Dich zu erlassen. Der Huissier hat sich mit zwei Soldaten soeben in Deine Wohnung begeben sollen, um Dir den Haftbefehl zu übergeben und Dich abzuführen. Du kommst uns zuvor und stellst Dich selbst. Huissier, Soldaten! Hierher!"

Die Gerufenen traten ein, und Hobart befahl ihnen, Toulan zu verhaften, und in die Conciergerie abzuführen.

„Es ist gut," sagte Toulan mit großartiger Ruhe. „Ich weiß, daß Ihr es dereinst beklagen werdet, einen wahrhaften Patrioten so beleidigt und gekränkt zu haben, und ich wünsche für die Ruhe Eures Gewissens nur, daß es dann noch Zeit ist,

die Unbill wieder gut zu machen, welche Ihr an mir geübt habet, und daß mein Kopf dann noch auf meinen Schultern sitzt, damit Euch meine Lippen noch sagen können, was Euch mein Herz schon jetzt sagt: ich vergebe Euch! Ihr seid im Irrthum über mich, aber Ihr wollt doch nur das Beste des Vaterlandes und nicht aus Feindschaft gegen mich, sondern nur aus Liebe zu der einigen, großen Republik verfolgt Ihr mich heute. Als der treue und zärtliche Sohn dieser großen, erhabenen Mutter, der Republik, vergebe ich Euch, daß Ihr meinen ungerechten Anklägern glaubt und selbst, wenn Ihr mein unschuldig Blut vergießen solltet, wird mein letzter Todesseufzer doch nur ein Segenswunsch für das Vaterland und die Republik sein."

„Das sind sehr schöne und sehr würdige Worte," sagte Hobart kalt. „Aber wenn die Thatsachen gegen die Worte zeugen, so können wir von Worten uns nicht bethören lassen, sondern müssen die Gerechtigkeit walten lassen."

„Das ist das Einzigste, was ich mir erbitte," rief Toulan heiter. „Lasset die Gerechtigkeit walten, meine Brüder, dann werde ich sehr bald wieder frei werden, und als vollkommen unschuldiges Lamm aus der Untersuchung hervorgehen. Ich sträube

mich auch nicht! Kommt, meine Freunde, führt mich in's Gefängniß! Nur bitte ich um Erlaubniß, daß sie mich vorher in meine Wohnung begleiten, damit ich mir dort einige Kleidungsstücke für mein Gefängniß mitnehmen kann. Auch bitte ich inständig, daß gleich in meinem Beisein meine Sachen versiegelt werden. Denn wenn der Mann nicht zu Hause ist, steht es schlimm um die Sicherheit seines Eigenthums, und ich werde nur dann ruhig sein können, wenn die Siegel der Republik mein Eigenthum beschützen. Ich bitte also, lasset gleich in meiner Gegenwart meine Papiere und Sachen versiegeln. Dann werdet Ihr auch zugleich sicher sein, daß meine Frau oder meine Freunde nichts, was mich verdächtigen könnte, entfernt und bei Seite geschafft haben, und meine Unschuld wird desto klarer zu Tage kommen. Ich bitte Euch also, erfüllt mir diesen Wunsch."

Die Mitglieder des Gemeinderaths beriethen leise mit einander, und ihr Vorsitzender verkündigte dann Toulan, daß sein Wunsch Genehmigung gefunden, daß er sich mit den beiden Beamten in seine Wohnung begeben sollte, um sich dort Wäsche und Kleidungsstücke zusammen zu suchen, und daß zugleich durch die Beamten die Versiegelung seiner Sachen und Papiere geschehen sollte.

Toulan dankte ihnen mit heitrer Miene und ging inmitten der beiden Beamten auf die Straße hinaus. Er plauderte ganz sorglos mit ihnen, während sie den Weg nach seiner Wohnung dahin gingen, er lachte und scherzte, aber innerlich schrie er immer sich selber zu: „Du bist verloren! Rettungslos verloren, wenn jetzt kein Entkommen für Dich ist! Du bist der Guillotine verfallen, wenn erst einmal die Pforten des Gefängnisses sich hinter Dir geschlossen haben! Deshalb rette Dich! rette Dich, oder stirb!"

Während er so äußerlich lachte und schwatzte, und innerlich schrie und klagte, flackerten seine scharfen, schwarzen Augen nach allen Seiten hin, und späheten nach einem Freunde, der ihm helfen, ihm beistehen könne.

Und das Schicksal sandte ihm einen Freund! Da kam dieser Freund, da kam Ricard die Straße daher, Toulan's Freund und Vertrauter, der Mitwisser seiner Pläne.

Toulan rief ihn mit heiterer Geberde zu sich, und mit lauter Stimme erzählte er ihm, daß man ihn denuncirt habe, daß er deshalb verhaftet werde, und nur noch in seine Wohnung gehen dürfe, um einige Kleidungsstücke mitzunehmen.

„Komm' mit, Ricard," sagte er. „Man wird bei mir die Siegel anlegen, und Du hast auf meinem Schreibtisch noch einige Papiere, Brochuren und Bücher liegen, welche Dir gehören. Komm' also mit und nimm Dein Eigenthum an Dich, damit es nicht als das meine versiegelt werde."

Ricard nickte zustimmend, und ein bedeutsamer Blick sagte Toulan, daß der Freund ihn verstanden habe, daß er begriffe, es handele sich um Papiere, welche Toulan verdächtigen könnten, und welche Ricard daher als sein Eigenthum requiriren sollte.

Unter gleichgültigen Gesprächen setzte man nun seinen Weg fort, und gelangte in Toulans Wohnung. Marguerite trat ihnen mit ruhiger, gefaßter Haltung entgegen. Sie wußte, daß jede Klage, jede Aeußerung von Angst und Sorge die Lage ihres Gatten nur verschlimmern könnte, und die Liebe gab ihr die Kraft, ruhig und besonnen zu erscheinen.

„Da bist Du ja, mein Freund," sagte sie mit einem Lächeln, von dem Niemand wußte, wie schwer es ihr ward. „Du kommst ja in großer Gesellschaft heim."

„Ja, Marguerite," lachte Toulan, „und ich

werde gleich in derselben lieben Gesellschaft fortgehen, und zwar in's Gefängniß!"

„Oh," rief sie lachend, „das ist ein lustiger Scherz! Toulan, der beste Patriot, in's Gefängniß! Geh', Toulan, man muß mit ernsten Dingen nicht Scherz treiben!"

„Bürgerin, es ist auch kein Scherz," sagte einer der Beamten feierlich. „Der Bürger Toulan ist verhaftet, und er ist nur hier, um sich einige Kleidungsstücke abzuholen, und seine Sachen versiegeln zu lassen."

„Und seinem Freund Ricard seine Bücher und Papiere, die er ihm geliehen hat, zurückzugeben," ergänzte Toulan. „Kommt, laßt uns in mein Arbeitszimmer gehen, meine Freunde!"

„Da sind meine Bücher, meine Papiere," rief Ricard, als sie in das nächste Zimmer eintraten, und er sprang zu dem Schreibtisch hin, faßte alle auf demselben befindlichen Papiere mit seinen beiden Händen zusammen, und wollte sie in seine Rocktasche stecken.

Aber die beiden Commissaire wehrten es ihm, und wollten sich seinem Vorhaben widersetzen. Ricard protestirte, ein heftiger Wortwechsel entspann sich, in den auch Marguerite sich einmischte, indem

sie laut betheuerte, sie wisse, daß alle die auf dem Tische befindlichen Papiere Ricard gehörten, und daß Niemand ihm wehren dürfe, sie wieder an sich zu nehmen.

Immer lauter, immer heftiger ward der Streit; als Ricard es nochmals versuchte, die Papiere einzustecken, stürzten die beiden Commissaire sich auf ihn, um ihn daran zu verhindern, Marguerite wollte ihm zu Hülfe kommen, und stieß dabei aus Versehen an den kleinen Tisch, welcher in der Mitte des Gemaches stand, und auf welchem sich eine gefüllte Wasserflasche und einige Gläser befanden. Der Tisch fiel um, ein entsetzlicher Knall, ein fürchterliches Geklirr entstand, und unter diesem Geräusch und Geschrei, diesem Zanken und Streiten, hatte Niemand Acht auf Toulan, sah Niemand, wie die kleine, geheime Thür rasch geöffnet ward, wie Toulan hinausschlüpfte, leise hinter sich die Thüre wieder zudrückte, und von Außen verschloß.

Niemand, das heißt, die beiden Commissaire sahen es nicht, aber Marguerite und Ricard mochten es wohl wissen, und sie setzten nur desto eifriger ihr Schreien und Zanken fort, waren nur desto muthiger und heftiger in ihren Betheuerungen und Vor-

würfen, um Toulan Zeit zu schaffen, auf dem geheimen Wege zu entfliehen.

Und es gelang ihnen! Als die beiden Commissaire endlich erstaunt das Verschwinden Toulans bemerkten als sie nach langem Forschen und Suchen endlich die geheime Thür entdeckten, sie sprengten, und über die geheime Treppe dem Entflohenen nachstürmten, war keine Spur mehr von ihm zu entdecken.

Toulan war frei! Unaufgehalten eilte er nach dem kleinen Dachstübchen hin, das er sich schon vor einiger Zeit in dem dicht neben dem Temple belegenen Hause gemiethet hatte, legte dort eine bereit gehaltene Verkleidung an, und hielt sich dort den Tag über verborgen.

Als Marie Antoinette in dieser Nacht, welche dem vereitelten Fluchtversuche folgte, ruhelos auf ihrem Bett lag, und sich marterte mit der angstvollen Frage, ob Fidèle ein Opfer seiner Hingebung geworden, tönten plötzlich die Töne eines Waldhorns durch die Stille. Marie Antoinette richtete sich auf, und horchte; auch Prinzessin Elisabeth hatte sich emporgerichtet, und mit angehaltenem Athem lauschten Beide auf die ziehenden und klagenden Töne, welche auf den Schwingen der Nacht leise zu ihnen

hereinflatterten! Dann flog ein Lächeln der Befriedigung über ihre bleichen, traurigen Gesichter hin, ein langer Seufzer machte ihrem bangen Herzen Luft.

„Gott sei Dank, er ist gerettet," murmelte Marie Antoinette. „Nicht wahr, Schwester, das ist die Melodie, welche uns sagen soll, daß der Freund in unserer Nähe ist?"

„Ja, Schwester, das ist sie! So lange wir dieses Hornsignal hören, werden wir wissen, daß Toulan noch lebt, daß er uns nahe ist!"

Und oft noch in den nächsten Wochen hatten die Gefangenen des Temple den schmerzlichen Trost, die Hornsignale Toulans zu hören, aber niemals wieder trat er zu ihnen ein, niemals erschien in dem Vorzimmer der Commissair Toulan, um den Wachtdienst bei der gefangenen Königin zu übernehmen.

Toulan entfloh nicht! Er hatte den Muth in Paris zu bleiben, er hoffte immer noch auf eine Gelegenheit, die Königin erretten zu können, und war immer eifrig und thätig bemüht, mit ihren Freunden und Anhängern sich in Verbindung zu setzen, und Pläne zu entwerfen für die Flucht der königlichen Gefangenen.

Aber gerade das, was Toulan hoffte, das stand als ein drohendes Schreckgespenst vor den Augen des Convents: die Flucht der Gefangenen des Temple!

Sie fürchteten die Königin selbst noch hinter den dicken Mauern, hinter den vier eisernen Thüren, welche ihren Kerker verschlossen! Sie fürchteten mehr noch dieses arme, siebenjährige Kind, diesen kleinen König ohne Thron und ohne Krone, den Sohn des Hingerichteten! Der Sicherheitsausschuß von Paris wußte, daß man im Volke sich erzählte von dem „kleinen König“ im Temple, daß rührende Anekdoten über ihn verbreitet wurden. Ein kühner, verwegener Mensch war als Prophet erschienen, und hatte auf Straßen und Plätzen laut verkündet, es werde die Lilienkrone wieder aufblühen, und die Söhne des Brutus würden durch den kleinen König, der schon jetzt in einem Tempel throne, dem Untergang anheim fallen.

Freilich hatte man den Propheten ergriffen und auf die Guillotine geführt, aber seine Prophezeihungen hatten doch hier und dort Wiederhall gefunden, und das Interesse für den kleinen Prinzen war im Volke erweckt worden. Dazu kam, daß die edlen und begeisterten Männer, die sogenannten Girondisten, für

den jungen, königlichen Märtyrer ein lebhaftes Interesse empfanden, und diesem Ausdruck gaben durch ergreifende und schöne Reden, welche sie im Convent hielten, und welche alle Hörer zu Thränen, zu tiefem Mitgefühl bewegten.

Der Convent erkannte die Gefahr, und war sofort entschlossen, dieselbe aus dem Wege zu räumen.

Am ersten Juli 1793 erließ der Convent ein Decret folgenden Inhalts: Das Comité der öffentlichen Sicherheit bestimmt, daß der Sohn Capets von seiner Mutter getrennt und einem Erzieher übergeben werde, welchen der Generalrath der Commune dazu ernennen wird.

Die Königin ahnte nichts davon. Es drang jetzt, seit Toulan nicht mehr da war, keine Kunde von dem, was außerhalb des Gefängnisses geschah, zu ihr, und die Hornsignale Fidèle's waren der einzige Laut der Außenwelt, welcher ihr Ohr erreichte.

So war der Abend des dritten Juli gekommen. Der königliche Prinz war zu Bett gebracht und bereits in tiefen Schlaf gesunken. Sein Bett hatte keine Vorhänge, aber Marie Antoinette hatte mit sorgsamen Händen einen Shawl so an der Wand

befestigt und über das Bett gebreitet, daß der Schein des Lichtes die geschlossenen Augen des Kindes nicht traf, und ihn in seinem ruhig lächelnden Schlummer beunruhigte. Es war zehn Uhr Abends und die Damen hatten heute ungewöhnlich lange gezögert, zu Bett zu gehen. Die Königin und Prinzessin Elisabeth waren damit beschäftigt, die Kleider der Familie auszubessern, und Prinzessin Therese, zwischen Beiden sitzend, hatte ihnen einige Kapitel aus dem historischen Dictionnair vorgelesen. Jetzt hatte sie auf den Wunsch der Königin ein frommes Buch: „Die heilige Woche" zur Hand genommen und las aus demselben einige Lieder und Gebete vor.

Plötzlich schallten von dem Corridor her hastige, vielfache Schritte. Die Riegel, die Schlösser klirrten, die Thüren wurden geöffnet, sechs Municipalbeamte traten ein.

„Wir kommen," rief der Eine von ihnen mit brutaler Stimme, „um Euch den Befehl des Comité's anzukündigen, daß der Sohn Capets von seiner Mutter und seiner Familie getrennt werden soll."

Bei diesen Worten erhebt sich die Königin, bleich vor Entsetzen. „Man will mir mein Kind

entführen," ruft sie. „Nein, nein, das ist nicht möglich! Meine Herren, die Commune kann nicht daran denken, mich von meinem Sohne zu trennen. Er ist noch so jung und schwach, er bedarf noch meiner Pflege."

„Das Comité hat diesen Beschluß gefaßt," erwiederte der Beamte, „der Convent hat ihn bestätigt, und wir sollen die unmittelbare Ausführung bewerkstelligen."

„Ich kann das nicht zugeben," rief Marie Antoinette verzweiflungsvoll. „Im Namen des Himmels beschwöre ich Sie, nicht so grausam zu sein!"

Und ihre beiden Gefährtinnen Elisabeth und Therese mischten ihre Thränen, ihre Bitten mit denen der Mutter. Alle Drei hatten sie sich vor das Bett des Dauphins gestellt; sie klammerten sich an dasselbe, sie falteten ihre Hände, sie schluchzten, die rührendsten Klagen, die demüthigsten Bitten zitterten von ihren Lippen, Aber die Vertreter der Commune wurden nicht davon berührt.

„Wozu nützt all' dieses Gewimmer," sagten sie. „Man wird Euch Euer Kind nicht tödten. Ueberliefert es uns gutwillig, oder wir müssen es mit Gewalt nehmen."

Und sie schritten zu dem Bette hin. Marie Antoinette stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor dasselbe und hielt den künstlichen Vorhang fest; der aber löste sich von der Wand los und fiel auf das Antlitz des Dauphin. Er erwachte, sah was vorging, und warf sich laut schreiend in die Arme der Königin. „Mama, ach, liebe Mama, verlaß mich nicht!"

Sie drückte ihn zitternd an ihren Busen, beruhigte ihn, vertheidigte ihn gegen die grausamen Hände, die sich nach ihm ausstreckten.

Vergeblich! Alles vergeblich! Die Männer der Republik haben kein Mitleid mit dem Schmerze einer Mutter! „Gutwillig oder mit Gewalt! Er muß mit uns gehen!"

„So versprecht mir wenigstens, daß er im Thurm des Temple bleibt, damit ich ihn täglich sehen kann!"

„Wir haben Dir nichts zu versprechen, Bürgerin, Dir gar keine Rechenschaft zu geben! Parbleu, wie kannst Du so jammern und heulen, blos weil man Dir Dein Kind nimmt. Unsere Kinder müssen wohl mehr thun, müssen sich alle Tage die Köpfe zersprengen lassen von den Kugeln der Feinde, welche Du gegen uns gehetzt hast!"

„Mein Sohn ist noch zu jung, um dem Vaterlande dienen zu können," sagte die Königin sanft. „Aber ich hoffe, daß er eines Tages, wenn Gott es erlaubt, stolz darauf sein wird, ihm sein Leben weihen zu können."

Die beiden Prinzessinnen hatten indessen, angetrieben von den Beamten, den weinenden Knaben angekleidet. Die Königin sah jetzt, daß ihr keine Hoffnung mehr blieb. Sie sank auf einen Stuhl nieder, und alle ihre Kraft zusammenraffend rief sie den Dauphin zu sich, legte ihm ihre beiden Hände auf die Schultern, und bleich, unbeweglich, mit weit geöffneten Augen, deren brennende Lider von keiner Thräne gekühlt wurden, starrte sie in das schmerzzuckende, rosige Angesicht des Knaben, der seine großen, in Thränen schwimmenden blauen Augen auf das Antlitz seiner Mutter geheftet hatte.

„Mein Kind," sagte die Königin feierlich, „wir müssen uns trennen. Erinnere Dich an Deine Pflichten, wenn ich nicht mehr bei Dir bin, um Dich an dieselben zu mahnen. Vergiß niemals den guten Gott, der Dich prüft, und Deine Mutter, welche für Dich betet. Sei artig, geduldig und gut, und Dein Vater im Himmel wird Dich segnen!"

Sie neigt sich und drückt mit ihren kalten Lippen einen Kuß auf die Stirn ihres Sohnes, dann schiebt sie ihn sanft seinem Kerkermeister hin. Aber der Knabe stürzt noch einmal zu ihr hin, umklammert sie mit seinen Armen und will schreiend und wehklagend nicht von ihr lassen.

„Mein Sohn, wir müssen gehorchen. Gott will es so," ruft Marie Antoinette.

Ein lautes, wildes Lachen erschallt. Schaudernd wendet die Königin sich um. Da, in der offenen Thüre, da steht der Schuster Simon, und neben ihm seine Frau, mit wilden, harten Zügen, die boshaften Blicke der bleichen Königin zugewandt.

Jetzt streckt sie die braunen, entblößten Arme nach dem Kinde aus, und reißt ihn zu sich, und stößt ihn vor sich her nach der Thür hin.

„Sie soll ihn erziehen," schreit die Königin, „bei dieser Frau soll mein Sohn bleiben?"

„Ja," sagt Simon mit einem grinsenden Lachen, indem er, die Arme in die Seiten eingestemmt, sich vor die Königin hinstellt. „Ja, bei dieser Frau, und bei mir, ihrem Manne, soll der kleine Capet bleiben, und ich sage Dir, er soll eine prächtige Erziehung erhalten. Wir werden ihn lehren, die Vergangenheit vergessen, und sich nur zu erinnern, daß

er ein Kind der einigen und untheilbaren Republik ist. Wenn er's nicht mit Gutem lernen will, so muß er's mit Bösem lernen, und mein Schusterriemen wird für den Sohn der Wölfin ein guter Lehrmeister werden!"

Er nickt Marie Antoinette grinsend zu, und folgt dann den Commissairen, welche schon hinausgegangen sind. Die Thüren werden wieder geschlossen, die Riegel vorgeschoben, und drinnen in dem Gemach herrscht jetzt eine Todtenstille. Die drei Frauen haben sich fest umschlungen, und so sind sie auf ihre Kniee niedergesunken, und beten.

Von diesem Tage an hatte Marie Antoinette keine Hoffnung mehr, ihr Herz war gebrochen. Ganze Tage lang saß sie unbeweglich, starr da, ohne auf die zärtlichen Worte ihrer Schwägerin, die Liebkosungen ihrer Tochter zu achten, ohne zu arbeiten, zu lesen, sich zu beschäftigen. Sonst hatte sie geholfen, die Zimmer in Ordnung zu bringen, die Kleider, die Wäsche auszubessern. Jetzt ließ sie es geschehen, daß die beiden Prinzessinnen alle diese Arbeiten allein verrichteten, und Marie Antoinette bedienten.

Nur einige Stunden des Tages belebte sich ihr Blick, kam Bewegung in diese bleiche Marmorgestalt.

Das waren die Stunden, wenn sie ihrem Sohne auflauerte, der mit Simon täglich die Wendeltreppe hinaufging, die nach dem obersten Stockwerk, und nach der Plattform des Thurmes führte. Da lag sie an der Thür und lauschte auf seinen Schritt, auf die Worte, die er im Vorübergehen an seinen Kerkermeister richtete.

Bald hatte sie noch eine bessere Gelegenheit entdeckt, ihn zu sehen. Eine kleine Spalte in dem Verschlag der Plattform, auf welcher der Knabe spazieren geführt wurde. Die Welt, die Zeit drehte sich für die Königin nur noch um diese Spalte, um diesen Augenblick, in welchem sie ihren Knaben sehen konnte.

Zuweilen auch brachte irgend ein mitleidiger Commissair, der ihr Gefängniß zu inspiciren hatte, ihr Nachricht von ihrem Kinde, erzählte ihr, daß es gesund sei, daß es mit dem Balle spiele, und durch sein freundliches Wesen Jedermann gewinne. Dann erhellte sich das Antlitz Marie Antoinette's und der Schimmer eines Lächelns flog über ihre Züge hin, und weilte so lange auf ihren bleichen Lippen, als sie von ihrem Knaben sprachen. — Aber ach! Bald kam ihr andere Kunde von dem unglücklichen Kinde! Die Klagen und die Jammertöne des gemarterten

Kindes, die Drohungen Simons, die Schimpfworte seiner Frau tönten hinauf in das Gefängniß der Königin, und ihr Herz erstarrte davor in Verzweiflung und Schmerz! Und doch war es noch nicht das Schlimmste und Entsetzlichste, ihn weinen zu hören, zu wissen, daß der Sohn der Königin gemißhandelt ward! Es war noch fürchterlicher, ihn mit lauter Stimme, begleitet von dem Lachen, dem Bravorufen Simons und seiner Frau, revolutionäre, ja sogar obscöne Lieder singen zu hören, zu wissen, daß man nicht blos den Körper, sondern auch die Seele des Sohnes der Königin dem Verderben geweiht habe!

Anfangs brach die Königin bei diesen furchtbaren Gesängen in Klagen, in Jammern, ja in laute Drohungen gegen Diejenigen aus, welche die Seele ihres Kindes mordeten. Dann allmählich erstarrte ihr Herz, und als man sie am zweiten August aus dem Temple fortführte in die Conciergerie, da murmelten die bleichen Lippen der Königin: „Gott sei Dank! Ich werde ihn nicht mehr singen hören!“

(Ende des vierten Bandes.)

Druck von Ferdinand Reichardt & Co. (R. Worgitzky) in Berlin.
(J. V.: E. W. Lehmann.)

Inhalt des vierten Bandes.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

v. Ammon, Christoph Friedrich, nach Leben, Ansichten und Wirken. Ein Lichtbild aus der evangelischen Kirche. Mit Portrait. 8. 1850. broch. 5 Sgr.

Bekenntnisse eines Civilisten. Nicht von O. E—ch. 8. 1850. broch. 6 Sgr.

Bunyan, Johann, des Pilgers Reise aus dieser Welt in die, die da kommen soll. Eine getreue Darstellung von den Begebenheiten bei seiner Abreise, von den Gefahren, die er unterwegs bestanden und von seiner glücklichen Ankunft im gelobten Lande. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen nach von Ammon's Schriften. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in einem Bande. 8. 1852. grün broch. 3 Thlr. In elegantem englischen Einbande mit Goldschnitt 3½ Thlr.

Buch, Dieterich Sigismund's von, Tagebuch aus den Jahren 1674 bis 1683. Beitrag zur Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Nach dem Urtexte im Kgl. Geh. Staats-Archive zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von Gustav v. Kessel, Kgl. Preuß. Major z. D. 2 Bde. Lex.-8. 1865. broch. 4¼ Thlr.

Czolbe, Dr. Heinrich, die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß, im Gegensatz zu Kant und Hegel. Naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanischen Princips. gr. 8. 1865. broch. 2 Thlr.

Eiselen, Dr. F., Rector der höheren Bürgerschule zu Wittstock. Strafe oder Zucht? Ein pädagogisches Gutachten. gr. 8. 1858. broch. 20 Sgr.

Gräfe, Dr. H., der Verfassungskampf in Kurhessen, nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert. gr. 8. 1851. broch. $1^2/_3$ Thlr.

Gräfe, Dr. H., die deutsche Volksschule, oder die Bürger- und Landschule nach der Gesammtheit ihrer Verhältnisse. Ein Handbuch für Lehrer und Schulaufseher. 2. Aufl. 3 Bde. gr. 8. 1850. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Krohn, Dr. Wilhelm, die letzten Lebensjahre Ludwig's des Vierzehnten. Geschichtliche Studie. Vorstudie zu einer „Geschichte der Regentschaft." gr. 8. 1865. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Lebensbilder ausgezeichneter und merkwürdiger Männer und Frauen. Zur Belehrung und Nacheiferung für's Volk.

1. **Nathusius.** Von K. Nauwerck. gr. 8. 1848. broch. $2^1/_2$ Sgr.
2. **Barbara Uttmann.** Von W. Hoffmann. gr. 8. 1848. broch. $2^1/_2$ Sgr.
3. **Samuel Heinicke,** der Begründer der deutschen Taubstummenschule. Von W. Hoffmann. gr. 8. 1848. $2^1/_2$ Sgr.
4. **Pius IX., Johann Maria Mastai.** Von A. Diezmann. gr. 8. 1848. broch. $2^1/_2$ Sgr.

Männer, die, der Gegenwart. Neue Folge mit Portraits.

1. **Joseph v. Radowitz.** gr. 8. 1850. broch. 5 Sgr.
2. **Dr. Alexander Bach,** k. k. östreichischer Minister des Innern. gr. 8. 1850. broch. 5 Sgr.
3. **Heinrich v. Gagern,** von Max Duncker. gr. 8. 1850. broch. $7^1/_2$ Sgr.
4. **Carl Freiherr v. Bruck,** gr. 8. 1850. broch. $7^1/_2$ Sgr.

Möllhausen, Balduin, der Halbindianer. Erzähl. aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 1861. broch. $5^3/_4$ Thlr.

17

119 | 1439/8 2

2 5 9 2